P.o.germ.
499
n-3

P.o.germ. 499 n-3

<36630076200019

<36630076200019

Bayer. Staatsbibliothek

P. O. germ. 499 n

Der

Oldenburger

in

Sprache und Sprüchwort.

Skizzen aus dem Leben

von

Dr. J. Goldschmidt.

Die Sprache ist das Volk!

(Der „Kleinen Lebensbilder aus der Mappe eines deutschen Arztes“ dritter Theil.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Kleine

Lebensbilder.

Aus der

Mappe eines deutschen Arztes.

von

Dr. J. Goldschmidt.

Dritter Theil.

Oldenburg, 1847.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(W. Berndt.)

Der
Oldenburger
in
Sprache und Sprüchwort.

Skizzen aus dem Leben

von

Dr. J. Goldschmidt.

Die Sprache ist das Volk!

Oldenburg, 1847.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(W. Berndt.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Das Plattdeutsche ist ein großes Hemmniß der Bildung im nordwestlichen Deutschland, und obwohl ich von Herzen deshalb wünsche, daß sich das Gebiet desselben immer mehr einenge, so hänge ich doch noch immer mit wahrer, inniger Liebe an der Sprache unseres Landes; denn sie war die Sprache meiner Kindheit, meiner Jugend! Plattdeutsch waren die ersten Laute, die ich hörte, die ich aussprechen lernte! — Mit wahrem Vergnügen habe ich deshalb dies kleine Buch geschrieben; möge es Andern, die gleich mir in plattdeutscher Welt groß geworden sind, nur halb so viel Freude machen, die alten, wohlbekannten Laute wieder anschlagen zu hören, wie es mir Freude gemacht hat, sie anzuschlagen! —

Goldschmidt.

Inhalt.

	Seite
Die Sprache ist das Volk	1
Das Plattdeutsch im Herzogthum Oldenburg . .	10
Das Volk und seine Sprüchwörter	51
Religion	52
Festhalten der Volkssitte	69
Rechtssinn	77
Familienleben	97
Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen .	127
Liebe zur Heimat	148
Sparsamkeit	151
Einzelne Sprüchwörter	157

Die Sprache ist das Volk!

Dem Charakter des Volkes muß seine Sprache entsprechen; denn sie ist ja das vorzüglichste Ausdrucksmittel aller seiner Empfindungen, seiner Gedanken; durch sie tritt ja das innerste Wesen des Menschen in die Erscheinung. Wie wir an der Art zu sprechen, zu betonen u. s. w. das Wesen des einzelnen Menschen erkennen, so können wir an der Eigenthümlichkeit seiner Sprache, seines Dialects das Seelenleben eines Volks oder Volksstammes klar erkennen. Jeder Eigenthümlichkeit der Sprache, sei es nun in der besondern Accentuation oder Pronunciation, die wir an einem ganzen Volke oder an einem Theile desselben bemerken, dürfen wir nicht für eine bloß zufällige komische Angewöhnung oder dergl. nehmen, sondern wir müssen durchaus den Gedanken festhalten, daß diese Eigenthümlichkeit der Sprache mit dem eigenthümlichen Seelenleben des ganzen Volkes

oder eines Theils desselben zusammenhängt. Eine bloß zufällige Eigenthümlichkeit in der Sprache würde, da sie nicht den Bedürfnissen des innern Lebens entspricht, nie sich allgemeine Bahn gebrochen haben, oder wenn sie durch eine Art Mode einigermaaßen allgemein geworden wäre, so würde sie doch gar bald als beschwerlich wieder aufgegeben werden; wie Leute, die irgend eine Absonderlichkeit im Sprechen affectiren, diese sofort aufgeben, wenn sie momentan durch Affect oder dergl. eine andere Geistesrichtung annehmen; ja selbst, wenn solche Eigenthümlichkeit ihnen zur zweiten Natur geworden ist, so legen sie doch nach und nach dieselbe ab, wenn mit den Jahren ihr Charakter sich ändert, wenn sie durch den Gang durch's Leben andre Menschen werden.

Wenn wir Spanier sprechen hören, so fällt uns die ungeheuere Menge von Gurgeltönen auf, zu deren Hervorbringung eine besondere Kraftanstrengung nöthig ist, und die den Redenden zwingt langsam zu reden (Mejico, Cheres, Chimenes). Die Sprache erhält dadurch etwas Gedehntes, Feierliches, und entspricht so ganz dem Stolze, der äußern Würde, dem grandiosen Wesen des Volks. Wenn wir auf gut Spanisch den Namen Don Quichote de la Mancha aussprechen, und die Augen aufschlagen, sehen wir dann nicht mit einem Male den langen

Ritter von der traurigen Gestalt mit feierlichem Ernste und spanischen Schritten an uns vorüberschreiten.

Der Franzose hingegen ist andrer Natur, ihm ist Geselligkeit alles; eine leichte Conversation, hüpfend von einem Gegenstande zum andern, ist ihm täglich nothwendiges Bedürfniß. Der schwere Gurgellaut (j—ch), der der Grandezza des Spaniers entspricht, fehlt der französischen Sprache gänzlich. Die Bedingung jeder Geselligkeit, des Lebenselements des Franzosen, ist eine möglichst große äußere Gleichheit; eine Sprache, wie die feierliche spanische, die die Werthschätzung der eigenen Persönlichkeit zur Schau trägt, paßt nicht für Franzosen. Der Franzose verschluckt ganze Silben, während der Spanier keinen Buchstaben schenkt. Die angenehmen Flüsterlaute (je jure) und die Nasentöne (mon, ton, son) geben der Sprache etwas Freundliches, Verbindendes. Dem innersten Wesen des Franzosen entspricht seine Sprache.

Die Menge von Vocalen verbunden mit den zahlreichen, noch schönern Flüsterlauten (Cicerone, cielo), und daß die Italiener nicht, wie wir, 7 Consonanten in eine Silbe zwängen, und namentlich daß sie, was der deutschen Sprache das Rauhe, Harte giebt, am Ende des Worts die Consonanten meiden *),

*) Wird ein italienischer Mund Wörter, wie schnarchst, stürzst, sprichst, stichst je richtig aussprechen lernen?

verleiht dem Italienischen, dem ebenfalls das aspirirte h fehlt, etwas so Sanftes, Weiches, Melodisches, daß wir, wenn wir es auch nicht wüßten, es doch heraus hören könnten, die Sprache sei die eines Volks, dem Sinnlichkeit, Musik und Liebe alles ist, die einzigsten Punkte, um die sich die Interessen der großen Mehrheit des Volks drehen. Bei den Römern, die ganz andere Interessen hatten, denen das dolce far niente nicht des Lebens Höchstes war, die eine Welt zu erobern hatten durch kräftig, männlich Handeln, war auch die Sprache kräftiger, männlicher; ihnen fehlten z. B. alle Flüsterlaute.

Die Sprache derjenigen Norddeutschen, die nicht Plattdeutsch, sondern nur Hochdeutsch reden, unterscheidet sich wesentlich von der der gemüthlichen Süddeutschen dadurch, daß in der letzten die Consonanten viel weniger scharf ausgesprochen (statt Pfeife, Pferd — Peife, Perd, statt Stein, Stall — Schtein, Schtall) und daß namentlich die Consonanten am Ende des Worts ganz verschluckt werden. Die End-

— Man erzählt wohl, daß Schiller in den Räubern (Act IV. Scen. IV.) statt der jetzigen Schlußworte: „Amalie, Du weinst?" anfänglich: „Amalie, Du seufzest?" geschrieben hatte; daß trotz dem, daß es ihm viel passender geschienen, daß Amalie seufzt, als daß sie weint, er doch gezwungen sei, sie weinen zu lassen, da bei der Aufführung es immer klang, als wenn Moor seine Geliebte fragte: Amalie, Du säufst? — Welche sterbliche Zunge könnte auch in Pathos: „Du seufzest" aussprechen.

silben läßt der Süddeutsche kaum hören, während der pretensiose, förmliche Norddeutsche sie immer voll ausspricht.

Als ich vor einiger Zeit durch die Schneiderherberge ging, da hörte ich die Worte: „Bruderr Perrlebergerr, ick werrd Dir een's versetzen, daß Dirr Hörren und Sehen verrgehn soll, unn det so warr ick — "

„Een Berrliner bin!" fiel ich ein.

„Ja, det bin ick!" Dabei drehte er sich feierlichst um, glotzte mich an, und als er mich trotz seines Rausches erkannte, machte er eine tiefe Reverenz und sagte dann mit hohem Anstande: „Eenen schönen juten Morrjen!" —

An der affectirt klingenden, schnarrenden Aussprache des **r** erkannte ich gleich den Berliner; denn die juten Bewohner dieser Stadt schnarren fast alle und besonders deren Prototypus, der Jarrdeleitenant.

„Uff Ehre," sagte ein Herr v. X. im Jahre 1828 ganz laut in einer Gesellschaft, als eine Dame seiner Erzählung nicht vollen Glauben schenken zu wollen schien, „uff Ehre, meine Gnädigste! es ist wahrr, so wahrr ich Leitenant im zweiten Jarrderegiment bin! —

Dieses dem Fremden so unangenehme Aussprechen des r entspricht ganz dem auf nichts sich gründenden, gesteigerten Selbstgefühle, dem lächerlichen Dünkel, dem Spreizen und kahlen Vornehmthun des Berliners.

Ein etwas zu lebhaftes Selbstgefühl haben auch die sonst so kräftigen, tüchtigen Bewohner Bremens; auch diese sprechen das r immer schnarrend aus, wenn sie ihre Muttersprache, ich meine Plattdeutsch, reden; sie schnarren aber nicht, wenn sie das angelernte Hochdeutsch sprechen. — „De Brremerr hebt Brree (haben Brei) im Halse,“ sagen die Nachbarn Bremens, die das r gar nicht schnarrend aussprechen, sondern im Gegentheil meist ganz verschlucken, um diese Eigenthümlichkeit zu bezeichnen. —

Es ist mir mehrmals im Leben ein: „Herrr“ entgegen gerufen; immer schien es mir denn, daß ein solcher Rufer aus dem dunkeln Gefühle, ihm fehle die natürliche Würde, um zu imponiren, dieses Schnarren zu Hülfe nehme, etwa wie ein kleiner Kerl sich unwillkührlich auf die Zehe stellt, um martialischer auszusehen, wenn es mal gilt, sich als Mann zu zeigen. Solche kleine Kerrl sind die Berliner! — Sie müssen sich auf die Zehen stellen; — das heißt, sie schnarren! —

Die Chinesen, das höflichste Volk der Erde, haben bekanntlich den R-laut gar nicht.

Dabei fällt mir ein Geschichtchen ein aus meinem academischen Leben. Von einem Doctorschmause heimkehrend, war ich auf der That ertappt, die nächtliche Ruhe der guten Bürger gestört zu haben. Andern Tages wurde ich ad magnificum citirt. Als ich in den Conciliensaal trat, sah ich den Prorector und die Universitätsräthe, unbeweglich wie chinesische Pagoden, um den grünen Tisch herumsitzen. Feierlich winkte mir der Prorector. Ueber den ungeheuern Ernst, der wahrlich einer größern Sache würdig gewesen wäre, fing ich unwillkührlich an zu lachen.

„Sie haben wieder nächtlichen Scandal getrieben, Herrr!“ herrschte mir der Prorector entgegen.

Abwehrend, determinirt erwiederte ich: „Herr.“

Da wurde der kleine, dicke Mann kirschroth vor Zorn, sprang vom Sessel auf, warf den Kopf in den Nacken und rief mit kreischender Stimme: „Herrr!“ —

Fest erwiederte ich: „Herr!“ —

Da fing zuerst einer der ernsten Räthe an zu lachen, dann der andre, darauf der Secretair, und zuletzt stimmte endlich auch der gutmüthige, kugelrunde Prorector herzhaft mit ein. Als seine Magnificenz sich vom Lachen wieder erholt hatten, worüber übrigens eine Weile hinging, da entließen

sie mich mit einer väterlichen Ermahnung. — Ich hatte mehrere Tage Carzer erwartet, da ich schon mal wegen eines ähnlichen Vergehens bestraft war.

Ich rede Spanisch mit Gott, Französisch mit Freunden, Italienisch mit Weibern und Deutsch mit den Pferden; so charakterisirte bekanntlich Kaiser Carl der Fünfte diese vier Sprachen, und charakterisirte zugleich mit den Sprachen die Völker, die sie reden. Wir kommen dabei schlecht weg; unsere Sprache ist hart beurtheilt, und mit ihr ist das Rauhe, Barsche, Unbeholfene, das dem deutschen Wesen eigen ist, streng gerichtet. Wir dürfen es uns indeß nicht verhehlen, daß etwas Wahres in dem grell klingenden Ausspruche liegt, wenn wir denselben auf das Hochdeutsche beziehen. — Wo das reine Hochdeutsch geredet wird, da finden sich die Elemente des deutschen Wesens, die Tiefe, die Gemüthlichkeit, die Poesie viel weniger, als da, wo man die süddeutschen Volksdialecte redet.

Das harte, reine Hochdeutsch, das dem italienischen und spanischen Ohre bekanntlich viel unmelodischer klingt, als das Englische, da hat der Carl so ganz Unrecht nicht, das eignet sich ganz besonders dazu, mit Pferden gesprochen zu werden; denn den Bestien ist mit sanften Tönen nicht wohl beizukommen. Es eignet sich wegen der schnarrenden, stoßen-

den Laute auch ganz besonders gut zu militairischen Commandowörter (Halt! — Schulterrt's Gewehrr!) oder für Herren den Dienern gegenüber (Kerrl! halts Maul!), und da sich nun die Herren das Hochdeutschsprechen so sehr angewöhnt haben, so mag es ihnen deshalb wohl so leicht werden, die Menge in der ruhigen, freundlichen Gewohnheit des anspruchslosen Dienens zu erhalten, so daß freche Scribenten sich nicht entblödet haben, uns Deutsche ein Volk von Bedienten zu nennen.

„Und mögt ich sie zusammen schmeißen,
Könnt ich sie doch nicht Lügner heißen! — "

Durch größern Reichthum an Vokalen, durch viel mindere Anhäufung scharfer Consonanten, entspricht auch das Plattdeutsche, ähnlich den süddeutschen Dialecten, viel mehr dem träumerischen, gemüthlichen Stillleben des deutschen Volkes, als das Hochdeutsche.

Das Plattdeutsche hat nicht das Harte, Scharfe des Hochdeutschen; es ist die Sprache der Gehorchenden, die auch noch nicht nöthig gefunden haben, Wörter wie: „Verfassung" in sich aufzunehmen. — Doch gehen wir jetzt daran zu sehen, wodurch sich das Plattdeutsche vom Hochdeutschen überhaupt, und unser Plattdeutsch von den verwandten Dialecten unterscheidet.

Das Plattdeutsch im Herzogthum Oldenburg.

Das Plattdeutsch im alten Herzogthum *) Oldenburg, dessen Eigenthümlichkeiten wir hier kurz besprechen wollen, bestätigt ganz augenscheinlich den Ausspruch Wienbarg's: die Sprache ist das Volk! — Denn unser Plattdeutsch entspricht durchaus dem ruhigen, geistesträgen, phlegmatischen Wesen unserer Landsleute. —

Alles was nur irgend Anstrengung der Sprachwerkzeuge erfordert, alle schwerauszusprechenden, scharfen Consonanten, die dem Hochdeutschen das Harte, Prätentiöse geben, vermeidet unser Plattdeutsch gänzlich. Es wird mit der größtmöglichsten

*) Mit dem Herzogthum Oldenburg, dem Hauptbestandtheil des Großherzogthums Oldenburg, wurden im Anfange dieses Jahrhunderts die münsterschen Kreise Kloppenburg und Vechta vereinigt. Die Bewohner der letztern Landestheile unterscheiden sich in Sitten, Religion (Katholisch) und Dialect wesentlich von den Bewohnern des sogenannten alten Herzogthums; nur die Sprache der letztern soll hier ihre Besprechung finden.

Bequemlichkeit, mit liegender oder doch nur leicht bewegter Zunge und kaum geöffnetem Munde gesprochen. Ein Wort wälzt sich langsam, klanglos nach dem andern fort.

Statt des höchst unbequemen **pf** hat das Plattdeutsche nur **p**. (Statt Pferd, Pfund, Rumpf, Schimpf — Perd, Pund, Rump, Schimp. Ich erinnere an das bekannte: Piper pip up, statt: Pfeifer pfeif auf.)

Der Anstrengung erfordernde Gurgellaut **ch** in der Mitte oder am Ende eines Worts wird durch das viel bequemere **k** ersetzt, wie: Sake, spräken, flöken, statt: Sache, sprechen, fluchen, und Blick, Pick statt Pech, Blech oder es wird ganz weggelassen, wie Laß, Büsse, Oß, statt Lachs, Büchse, Ochs. Die Ammerländer*), die von allen Bewohnern unseres Landes wohl am meisten Phlegma haben, und am schwerbeweglichsten sind, verwandeln in der Mitte vieler Wörter den Gurgellaut **ch** in **s**, in denen die übrigen Plattdeutsch Redenden ihn noch beibehalten; so sagen sie statt achter — aster u. s. w.

Statt des Zischlauts **sch** wird, wenn ein Consonant auf denselben folgt, im Plattdeutschen immer nur **s** gebraucht; statt schwarz, schmecken, Schneider

---

*) Ammerland heißt ein Landstrich in der Nähe des Zwischenahner Meers, eines Landsee's, der ungefähr zwei Meilen von der Hauptstadt Oldenburg entfernt ist.

— swart, smecken, Snider. Der in seiner Jugend stets plattdeutsch gesprochen hat, kann diese Eigenthümlichkeit auch dann nicht ablegen, wenn er in spätern Jahren hochdeutsch redet; er swört immer, wo andere schwören. Mit Ausnahme der Norddeutschen sprechen alle übrigen Deutsche bekanntlich **st** und **sp** wie **scht** und **schp** aus (Schtall, Schtein). Unsere mit dem Geschriebenen übereinkommende Aussprache finden die Süddeutschen hart und affectirt; letzteres sehr mit Unrecht, da wir schon aus unserem Plattdeutsch die richtige Aussprache mitbringen.

Ein ähnliches Schiboleth, wie das **sch** mit darauf folgenden Consonanten, das die ländliche Abkunft oft verräth, sind die Wörter, in denen ein z vorkommt. Der Z-Laut fehlt dem Plattdeutschen gänzlich; statt seiner wird **t** oder **s** gebraucht: Zelt, Holz, Herz, Katze, Schnautze, Zweifler, Zwiebel — Telt, Katte, Twifler *), Holt, Snute, Siepel, Hart. Ein Plattdeutscher Mund sagt, wenn er hochdeutsch redet, swei und swansig, Swiebel, besahlen, und in allen aus dem Lateinischen und Französischen herge-

*) Bedeutet nicht, wie im Hochdeutschen, ein Zweifler, sondern ein Zwitter; bei dem es also zweifelhaft ist, weß Geschlechts er sei. Das plattdeutsche Wort bezeichnet die Sache richtiger, als das hochdeutsche; da es bekanntlich keine Zwitter im strengen Sinne des Wortes giebt, aber nicht selten Individuen geboren werden, bei denen das Geschlecht zweifelhaft ist.

leiteten Wörtern auf tion, wird er den Z-Laut wie **sch** aussprechen. Er wird keine Lektion geben und keine Inspection, oder wie einige oldenburgische Puristen schreiben und drucken lassen Lekzion, Inspekzion, sondern er giebt Lekschonen und hält Inspekschonen, Direkschonen.

Das **r**, das überall nicht scharf ausgesprochen wird, wird da, wo es zu unbequem ist, z. B. vor **s** in der Mitte eines Worts weggeworfen: Gasten, Wust, Kaspel statt Kirchspiel, Wurst, Gersten, und so auch das **t** in der Mitte: Vaer, Moer statt Vater, Mutter. Die Ammerländer und ihre Nachbaren lassen noch eine Menge von Endconsonanten weg, die anderorts deutlich ausgesprochen werden; sie sprechen Knech statt Knecht; wahrhaftig, man sieht's dem Munde oft gar nicht an, wenn er spricht! — Fühlen wir's nicht gleich heraus, daß ein Bremer taagen und baaren Kind, das „min Vatterr sin Broderr" spricht, ein ganz anderer Kerl ist, mehr Haar auf den Zähnen hat, dem wir sein Bißchen Eitelkeit wohl verzeihen können, als der Ammerländer, der sagt: „min Vaaer sin Brooer."

Das scharfe, Anstrengung erfordernde **f** oder **ff** wird im Plattdeutschen **w** oder **p**, Teufel, offen — apen, Düwel.

Wo das **b**, wie in den Endsylben b e n, b r i g, etwas Unbequemlichkeit macht, da wird es im Plattdeutschen zum **w**, klewrig, lewen; dagegen wird

aber oft einigen mit einem Vokale anfangenden Wörtern, um die Aussprache zu erleichtern, ein **b** vorgesetzt; binnen, baben statt des hochdeutschen innen, oben.

Die Vocale, deren es im Verhältniß zu den Consonanten, da so viele derselben im Vergleich mit dem Hochdeutschen wegfallen, selbstredend eine große Menge geben muß, werden alle unrein ausgesprochen, nicht scharf markirt; die Sprache bekommt dadurch etwas Murmelndes, Monotones; ich mögte sagen, sie klingt grau in grau! Im jedem ausgesprochenen Vocale klingt etwas von allen übrigen mit an.

Das klare, helle **i**, wie in dem Worte Liebe, und das **u** wie in Natur kommen in plattdeutschen Wörtern selten vor, und wo sie sind, da werden sie durchaus unrein ausgesprochen; man hört immer einen andern Vocal mit anklingen. Das Anstrengung der Sprachwerkzeuge erfordernde helle **i** ist meist in **ee** verwandelt, Dieb in Deef, und das **u** in **o**, Fuß in Foot; auch das helle **a** der hochdeutschen Wörter — wie in Art, Adler — fehlt unserem Plattdeutsch und wird breit wie ein doppeltes **a** oder fast wie **ao** ausgesprochen. Diese unreine Aussprache der Vocale macht das Schreiben des Plattdeutschen so schwierig und so unsicher. Um den Ton plattdeutscher Wörter richtig zu bezeichnen, hat

man wohl neben den Vocalen andere Zeichen, wie das schwedische å oder das holländische ôi angewandt; doch alles vergebens, die Aussprache plattdeutscher Vocale läßt sich durch Zeichen nicht einfangen.

Obgleich nun fast alle Vocale unrein ausgesprochen werden, so daß zuweilen beim Aussprechen einer einzigen Silbe die ganze Reihe der Vocale mit anklingt — die Ammerländer sind wiederum diejenigen, die diese ziehende, schleppende Aussprache am meisten an sich haben — so hat unser Plattdeutsch doch viel weniger eigentliche Diphtonge, als das Hochdeutsche. Der Laut **eu** oder **äu** fehlt gänzlich; das **eu** der hochdeutschen Wörter wird in **ü** oder in **u** verwandelt (statt Eule, Teufel, Ule, Düwel). Eine Ausnahme von dieser Regel bildet nur der Plural von Koh (Kuh) Koie; indeß klingt dies Wort auch in vielen Gegenden, z. B. um Oldenburg herum, wie Keie; und loi — faul. „Loi Lü sünd praktisk.“ Das oldenburgische Plattdeutsch unterscheidet sich wesentlich von dem osnabrückischen und kalenbergischen rc. dadurch, daß letztere viele einfache Vocale hochdeutscher Wörter in Diphtonge verwandeln; sie sagen statt Bohnen, Brod: Baunen, Braud u. s. w.; während im Oldenburgischen grade umgekehrt viele Diphtonge hochdeutscher Wörter in einfache Vocale verwandelt werden (Zeit, Staub, Traum, breit, Speicher in Tid, Stoff, Droom,

breet, Spiker. — Ad vocem Spiker fällt mir ein Geschichtchen ein, und ich bin nicht der Mann, ein Geschichtchen für mich zu behalten.

„Wie alt bist Du, mein Junge?“ fragte ich einen kranken Knaben.

„Vergaan Jahr ging ick na'n Spiker!“ war die Antwort. Diese Antwort läßt sich nur durch einen Commentar verstehen. In vielen Kirchspielen unseres Landes wird der Confirmationsunterricht in einem bei der Pastorei liegenden Nebengebäude (Speicher) ertheilt; da nun hier die Kinder gesetzlich mit dem 14. Jahre confirmirt werden, wenn nicht ganz ungewöhnliche Dummheit eines Schülers den Prediger abhält, ihn los zu geben, wie es hier heißt, so bedeutete die obenangeführte Antwort, die man oft hört, so viel, als: ich bin fünfzehn Jahr alt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Landleute, daß sie fast niemals, wenn man sie nach ihrem oder der Ihrigen Alter fragt, die einfache Zahl nennen; sie bestimmen die Zeit meist nur nach einem Ereigniß, das für sie Epoche macht. „Ick mutt dat anner Jahr mit losen,“ oder „ick heww vor twe Jahr mit lost,“ dann ist der Gefragte respect. 19 oder 22 Jahr alt. „Dat Kind is vor dree Jahr na Schole kamen,“ heißt so viel, als das Kind ist 9 Jahr alt, da gesetzlich hier im Lande die Kinder mit dem angetretenen sechsten Lebensjahre schulpflichtig sind. Da die Kinder hier auf dem Lande ganz regelmäßig zwei Jahr an der Brust bleiben,

so heißt: „dat Kind is'n Jahr vonn Titt," das Kind ist drei Jahr alt. Ick heww mi befreet (verheirathet) in't Jahr, as de oole Herzog sturw, un da weer ick söß Jahr ute Schole.

In spätern Lebensjahren, wenn das Leben gleichförmiger hinfließt, und kein wichtiges Ereigniß mehr einen tiefen Eindruck hinterläßt, dann verlieren die Landleute oft ganz und gar alle Kunde von ihrem Alter.

„Wie alt ist sie?" fragte ich ein altes Mütterchen?

„A so bi söstig (sechzig)."

„Das ist ja nicht möglich," erwiederte ich; „Sie haben ja schon einen Sohn von beinahe fünfzig Jahren."

„Denn mack ook woll söwentig sin (denn mag ich auch wohl siebenzig sein)," erwiederte sie ruhig.

Die meisten oben genannten Eigenthümlichkeiten hat das holsteinische Plattdeutsch mit dem unsrigen gemein. An der Küste der Nordsee von der Mündung der Ems bis zur Eider besteht nicht bloß eine äußere Aehnlichkeit im Dialect, sondern auch dieselben Sprüchwörter, dieselben Kinder- und Wiegenlieder, dieselben Volkswitze finden sich an der bezeichneten Küstenstrecke überall, während einige Meilen tiefer landeinwärts ein andrer Dialect des Plattdeutschen, andre Volkswitze und Sprüchwörter sich finden (Münsterland, Kalenberg, Osnabrück, Hannover).

Das Wort: **Frisia non cantat** bestätigt sich auch darin, daß die Bevölkerung der ganzen Nord-

seeküste, der viele frisische Elemente beigemischt sind, ihr Plattdeutsch gar nicht singend spricht, wie die Plattdeutsch redenden Bewohner der meisten Binnenländer, namentlich schon diejenigen von unsern oldenburgischen Münsterländern, die nicht den Frisen entstammen, wie die Frisoiter ꝛc. Dies Nichtsingen ist auch wohl der Grund, daß Fremden die Sprache der Landbewohner der Küstengegend so unfreundlich, so unmelodisch, so rau, so barsch klingt. Das Holländische klingt grade durch das Singen auch viel angenehmer in Süd-, wie in Nordholland. —

Wie unfreundlich klingt das oldenburgische Fragewort: waadd? Wie schmeichelt dagegen das singend ausgesprochene: wa's fällig? unsrer Münsterländer dem Ohre? —

„Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst, taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken; trau keinem solchen!" —

Wie unrecht würde man thun, wenn man diesem Ausspruch Shakspeare's bei der Beurtheilung der biedern, aber höchst unmusikalischen Bevölkerung der Nordseeküste Glauben schenken wollte?

Es herrscht aber der bedeutende Unterschied in dem Küstendialect selbst, daß je näher der Ems — je unvermischter die Frisen, je weniger Sachsen ꝛc. sich ihnen zugemischt haben — desto mehr altfrisische Wörter in der Sprache sich finden; und dann auch, je näher der Ems, desto mehr wird das Plattdeut-

sche ziehend, schleppend gesprochen, die Vocale gedehnter, unreiner; die Ostfriesen sprechen schon viel schleppender als die Jeveraner, diese dehnen und ziehen ihre Vocale wieder viel mehr als die Oldenburger u. s. w., bis am Ende die Holsteiner die Vocale kurz aussprechen, und wenn sie auch nicht viele helle Vocale (ie, u, a) haben, so sind sie doch weit entfernt, jeden einzelnen so auszusprechen, daß alle übrigen mit anklingen. Das e am Ende der Wörter, das wir Oldenburger noch haben und redlich hören lassen und das unserm Dialect das Schleppende giebt, wirft der Holsteiner weg. Letztere sagen, statt wie wir Katte, Göse, Katt, Gös u. s. w. Diese kurz abgebrochene Aussprache entspricht dem raschern, lebendigern, gröbern Wesen der Holsteiner, während das schleppende seines Dialects den ruhigen, verständigen Oldenburger charakterisirt.

Die plattdeutsche Grammatik weicht durch ihre Einfachheit sehr von der hochdeutschen ab, und hat mit der englischen die größte Aehnlichkeit.

Der Artikel des männlichen und weiblichen Geschlechts heißt im Nominativ „de" und des sächlichen Geschlechts „dat." Beide lauten in der Aussprache dem englischen the und that sehr ähnlich. Im Dativ und Accusativ des Singular, die übrigens unser Plattdeutsch durchaus nicht unterscheidet,

wird „de“ beim Hauptwort männlichen Geschlechts in „den“ verwandelt; „de“ beim weiblichen Hauptwort, wie „dat“ beim sächlichen bleibt durch alle Casus unverändert. Das Hauptwort erfährt ebenfalls im Singular kein Veränderung.

Die hochdeutschen Artikel „des“ und „der“ zur Bezeichnung des Genitivs fehlen dem Plattdeutschen gänzlich. Der Genitiv wird hier meist durch Pronomina ausgedrückt: „de Queen *) är Foot — usen Vader sin Hull **), oder durch die Präposititon von. Den sogenannten sächsischen Genitiv, der im Englischen so häufig vorkommt, und der durch das hinten angehängte s gebildet wird, wie z. B. Mann's Moer is Düwels Unnerfoer (des Mannes Mutter ist des Teufels Unterfutter), hört man im Plattdeutschen nicht häufig.

Im Plural bleibt der Artikel de durch alle Geschlechter und Casus unverändert; das Hauptwort wird hier theilweise ähnlich verändert, wie im Hochdeutschen mit einem Umlaut: Korv, Körve, Buck, Bücke, oder durch Anhängung eines **n** oder **e**, Swalke, Swalken, Fisch, Fische, theils wie im Englischen und ganz verschieden vom Hochdeutschen,

---

*) Queen, jungfräuliche Kuh, ganz das englische queen, Königin. Queenenmark heißt an vielen Orten der freie Tag, an dem die Dienstmädchen ihre Herrschaft wechseln, und den sie in dulci jubilo hinbringen.

**) Mütze.

durch das Anhängen eines s, Läpel, Läpels, Naber, Nabers, Fro, Froens; es sind vorzüglich diejenigen Wörter, die sich auf r, l, n endigen, die im Plural ein s bekommen.

Beim Sprechen des Plattdeutschen werden fast alle Artikel verschluckt oder sehr unvollständig ausgesprochen. Der Artikel dat wird wie das Pronomen it (es) immer nur durch ein dem folgenden Worte vorgehängtes 't, so wie der Accusativ des Masculinums den und der unbestimmte Artikel een nur durch ein bloßes 'n angedeutet, z. B.

„Man seggt woll von't väle Supen, man nich von'n groten Dorst."

„Von'n groten Hoff*) geit väl off."

„Dickdohn is min Lewen! Broer, leh mi'n halwen Groten!" —

Daher kömmt es auch wohl, daß wir Norddeutsche, wenn wir Hochdeutsch reden, häufig dasselbe thun und die Artikel in Gedanken behalten. Wenn wir z. B. hier sagen: schenk's Mutter, gieb's Vater, so sagt der Süddeutsche: schenk' es der Mutter, dem Vater.

Das Adjectiv männlichen Geschlechts bekömmt wie im Hochdeutschen, wenn es deklinirt wird, ein n angehängt; dies n wird indeß auch dem Nominativ des Maskulinums zugefügt, wenn derselbe mit

*) Landstelle.

dem unbestimmten Artikel gebraucht wird, 'n schönen Tun *); das Adjectiv wird im Neutrum des Singulars gar nicht verändert: 'n hürd Perd unn leente Swäpe **) rid good.

Die Conjugation der Hülfszeitwörter ist der englischen sehr ähnlich. I have, Ick häww, he had, he häd, we, you have, wi, jü hewwt u. s. w.; wenn man Jemand, der gut Plattdeutsch kann, sein Hülfszeitwort und einen Engländer das seinige aussprechen hört, so wird man oft Mühe haben, die beiden von einander zu unterscheiden. Das Futurum wird nicht wie im Hochdeutschen mit werden gebildet, sondern wie im Englischen: ick schall oder ick will. Das Hülfszeitwort wird aber nicht wie im Englischen mit dem Präteritum zusammengestellt — I have written the letter — sondern wie im Hochdeutschen getrennt und das Präteritum an das Ende des Satzes gebracht: ick heww den Breef schrewen.

Don (thun) ist im Plattdeutschen kein Hülfszeitwort, wie das englische to do, und wie in mehreren mittel- und süddeutschen Dialecten: ick will dir was sagen duhn; aber ähnlich wie im Englischen to go wird im Plattdeutschen „gahn" gebraucht: sitten gahn, stahn gahn.

---

*) Zaun — Garten, der unzäunt ist.
**) Peitsche.

Das Participium des Präsens, das im Englischen so häufig gebraucht wird, und auch im Hochdeutschen (gehend, betend) oft vorkömmt, fehlt dem Plattdeutschen gänzlich, und nur als Adjectiv wird es ganz einzeln angewandt.

Dar oder vielmehr der wird ganz gleich dem englischen there gebraucht — dar is oder dar sind.

„Dar is kine Fro so rik,
Oder se is ne Koh glik.“

Die Vorsilbe ge, die im Hochdeutschen dem Präteritum vorgehängt wird, fällt im Plattdeutschen wie im Englischen weg; statt gelesen, gehört, gesagt, heißt im Plattdeutschen seggt, lesen, hört; der Süddeutsche läßt auch bekanntlich das ge des Präteritums weg: i hob tanzt, oder er gebraucht statt dessen ein k': i hob k'habt. Die Vorsilbe ge fällt aber auch bei vielen Haupt- und Eigenschaftswörtern weg (noog Sellschupp für genug Gesellschaft). — Doch wozu noch mehr von diesen grammatischen Subtilitäten! —

Das Plattdeutsch der Nordseeküste und so auch das oldenburgische Plattdeutsch hat durchaus keine

Diminutiva, während in den südlichen Theilen des Landes, in den zu unserem Herzogthum seit 1802 gehörenden Münsterschen Aemtern — kaum 12 Meilen von dem Meere entfernt — diese fast in jeder Phrase vorkommen (Jüngsken, Hüsken, Jennken ꝛc. für Hus, min Jung, Marianne) hört man im alten Herzogthum Oldenburg durchaus niemals *). Die schmeichelnde, gefällige Freundlichkeit im ganzen Behaben des Volks, das seinen Ausdruck in dem häufigen Gebrauch der Verkleinerungswörter erhält, fehlt dem Bewohner der Nordseeküste, und namentlich auch dem Oldenburger gänzlich; er ist zu ruhig, zu ehrlich, zu biderbe, zu prosaisch, um Lust zu haben, sich zu bemühen, das Leben seiner Umgebung und so sich selbst durch die Verkleinerungswörter freundlich, behaglich zu machen; denn diese werden ja seltener gebraucht, um einen Gegenstand genauer zu bezeichnen, sondern meist nur, um ihn gefälliger hinzustellen; sie sind häufig ja nur eine Art geselliger Schmeichelei. Wie er nun, im Gegensatz zu dem überhöflichen Sachsen, jede Höflichkeitsphrase und alles, was nur irgend daran erinnert, in seiner Unterhaltung meidet, so auch die Diminutiva.

Grade, während ich dies niederschreibe, lese ich

*) Das einzige Diminutiv, das hier vorkommt, ist: Stäfken (Feuerstübchen). Mäken kann wie das hochdeutsche Mädchen nicht für ein Diminutiv gelten.

Auerbach's vortreffliche Dorfgeschichten. Wie unendlich verschieden müssen die Schwarzwälder von unsern Landsleuten sein, da sie singend sprechen und fast jedes Hauptwort zu Diminutivum machen. Wie lächerlich wäre es z. B., wenn Jemand versuchte, von unsern Landsleuten solche Romane zu erzählen, wie sie Auerbach von den Schwarzwäldern giebt. Ich erwähne hier nur beiläufig, daß in unsern münsterschen Aemtern, wo man, wie bemerkt, die Diminutiven gar häufig gebraucht, und das Plattdeutsch singend spricht, ein viel lebendigerer Menschenschlag wohnt; ich verglich sie bei einer andern Gelegenheit mit den Irländern, während die Alt-Oldenburger die ruhigern Engländer repräsentiren. Hier im Münsterlande ist auch die Sitte des „Fensterns," d. h. die Sitte erlaubt dem jungen Manne Abends an's und zur Noth auch wohl mal ins Fenster seiner Geliebten zu kommen, ohne daß der Ruf beider darunter leidet. Hier hört man auch nicht selten von Verwundungen, ja Todtschlägen, die der Eifersucht ihren Ursprung verdanken; solche Dinge passiren uns Oldenburgern nie.

Daß mir die Sprache des Volks in Oesterreich, und namentlich in Wien, so gefällig, so gemüthlich klang, daran ist nichts so sehr Schuld, als die häufigen Verkleinerungswörter; es bekömmt durch sie

alles ein freundlicheres, ein behaglicheres, unschuldigeres Ansehen; denn ich frage, schmecken „Backhähndel“ nicht besser, wie gebackene Hühner? Ließ ich mir, wenn ich ein Mädchen wäre, nicht lieber ein „Pusserl“ rauben, als einen Kuß? Logiere ich nicht lieber im Lamperl und im Rößel, als im Lamme und im Rosse? —

In München war mir von einem norddeutschen Freunde dringend gerathen, wenn ich nach Linz käme, doch ja in der Canone zu logiren. Bald darauf kam ich nun nach Linz; ich fragte jeden Menschen, den ich auf der Straße traf, da mein Haudrer es auch nicht wußte: „wo ist die Canone?“

„Canoon? so'n Haus ist holt nit in de ganze Linzer Schtatt!“ war der ewige Refrain, den ich zur Antwort erhielt.

Endlich nachdem ich mindestens zwanzig Leute von allen Kalibern gefragt hatte, traf ich einen anständig gekleideten Herr, der mir lächelnd, nachdem er sich eine Weile besonnen hatte, sagte: „Sie woll'n nach de Schtuckel (Diminutiv von Stück); dann gängen's mit,“ und der Herr führte mich sogleich nach einem Hotel, dem eine Canone (Stück) als Schild diente.

Selbst der liebe Gott muß sich in Wien die Verkleinerung gefallen lassen.

Ich kaufte dort auf der Straße Trauben von einer alten Obsthändlerin. Plötzlich, das mir zugedachte Obst in der Hand haltend, stürzte sie platt auf die Erde.

„Frauchen," sprach ich ganz bestürzt, „was fehlt Euch?"

„Schaut's nit, schaut's nit, unser Herrgöttel kummt!" und Gebete murmelnd richtete sie ihre Augen auf den vorbeigehenden Priester mit der heiligen Monstranz.

Unserm altoldenburgischen Plattdeutsch eigenthümlich ist es, daß es gar kein eignes Wort für Muth hat; denn das plattdeutsche Mood bezeichnet eine Neigung zu etwas: „ick heww kin Mood to freen, et hett nich Mood to rägen" (regnen); und davon gebildet anmodig; anmodige Kälte (von kellen, schmerzen) bedeutet nicht ein anmuthiger, sondern ein anhaltender Schmerz; dann entspricht das Wort oft auch ganz dem englischen mood, Laune, Gemüthsstimmung; außerdem bedeutet es auch Glauben, Vertrauen u. s. w. „Ick heww kin Mood to Jan," heißt: ich glaube, Jan wird nicht wieder hergestellt. In dem Sprüchwort: „Geld und Good makt Mood (Neigung und Vertrauen ein Geschäft anzufangen), Mood avers Aewermood, un Aewermood deit sellen good (thut selten gut)," bedeutet Mood auch soviel

als Vertrauen zu sich selbst, aber der hochdeutsche Muth ist activer. Eben so wenig bezeichnet das Wort Hart, wie im Hochdeutschen Herz den Muth, sondern nur das Mitgefühl: „he hett kin Hart in Liwe," heißt: ihm fehlt alle Menschenliebe. — It kellt mi to dull in't Hart, ick kann't nich dohn! (ich kann's nicht thun, es thut meinem Herzen zu weh). — Das dem Französischen entnommene Wort Kurasche ist wohl das einzige Wort, das Muth bezeichnet.

Von Dägen (taugen) hat das Plattdeutsche die abgeleiteten Wörter, Dägde, dägde, Tüchtigkeit, tüchtig und Undächt, untüchtig, schlüngelhaft, krankhaft. „Dat Undächt mutt herut!" wird von Ausschlägen gebraucht; indeß hat man, wenn man diese letzte Redensart gebraucht, fast immer den Schelm im Nacken, da mit derselben nicht allein das Krankhafte, sondern auch das Schlüngelhafte bezeichnet werden soll, und deshalb wird es namentlich bei Kindern gesagt, die trotz des Verbots zu viel unreife Aepfel hineingeschlagen haben u. s. w. Doch für die hochdeutsche Tugend hat das Plattdeutsche eben so wenig ein Wort, als für Jugend

---

Die Oldenburger sind ein friedfertiges, ruhiges Völkchen; deshalb haben sie auch wenige originale

Schimpfwörter. Ich habe jede Gelegenheit, die mir geboten wurde, Zänkereien mit anzuhören, benutzt, und sorgfältig auf die dabei fallenden Redensarten geachtet, um doch mal irgend ein neues Schimpfwort zu hören, aber immer umsonst; die beiden fremden: Kujohn *), Kanaille kehrten am häufigsten wieder; außerdem auch Deew, Gaudeew (von gau, schnell), Hore, Swin, Beest (von bestia), wenn grade einem Individuum eins von den mit diesen verschiedenen Schimpfwörtern verbundenes Attribut beigelegt werden sollte. Ich zweifle nicht daran, es wird wohl noch manche original plattdeutsche Schimpfwörter geben; doch die einzigen die ich gehört habe sind: Donnerslag, Dummsnut (der eine dumme Schnauze hat, d. i. dummes Zeug spricht), Smachtlappen (Hungerleider, Geizhals), Lusekerl, Schubbejack; letztes bezeichnet buchstäblich einen Menschen, der sich die Jacke, das heißt den Rücken scheuert, also ein armer Teufel, der viel Ungeziefer hat (also ganz dasselbe als Lusekerl); da nun aber arm und schlecht leider fast immer als gleichzeitig vorhanden angesehen werden, so bezeichnet Schubbejack sowohl einen armen, als auch einen niederträchtigen (ganz elennigen) Kerl. Schubbejack wird

*) Ist offenbar fremder Ursprung; woher aber? In der französischen Armee soll der Soldat eine tüchtige Plackerei Coujonade nennen.

auch der Pfahl genannt, der mitten in den Wiesen aufgerichtet ist, damit sich das Vieh daran scheuern kann.

Die Franzosen nennen einen lauten, lärmenden Streit um nichts querelle d'allemand. Wir Oldenburger sind wahrhaftig nicht Schuld daran, daß die Franzosen diese Redensart aufgenommen haben. Unsre ganze Sprache mit den langgedehnten Vocalen eignet sich nicht zum lebhaften Streite; hätten wir mehr Feuer, mehr Leben, dann würden wir neben kurz abgestoßenen Vocalen auch mehr Schimpfwörter und mehr Flüche haben: Sla mi de Donner! gah' na'n Satan (Düwel)! sind fast die einzigen, die immer wiederkehren.

„Die Freude" fehlt ebenfalls dem Plattdeutschen. — Der, der Plattdeutsch spricht, hat keine Freude; Pläsehr ist's was ihm höchstens zu Theil werden kann. —

Dem gemäß sind auch die Ausdrücke, die eine Zufriedenheit anzeigen, immer beschränkend gehalten. „Sehr gut," „außerordentlich gut," sagt man bei uns nicht. — Auf die Frage: Wie steht's mit der Erndte oder mit der Gesundheit? ist die gewöhnliche Antwort: „Good moot gahn, bitt bäter wart." — „A billig good," ist das höchste was man erwarten kann.

Bezeichnend für den Oldenburger ist es auch, daß er eine wahre Unzahl von Wörtern hat, die

einen Menschen bezeichnet, der immer zögert und zaudert und nichts fertig bringt, immer hin und her schwankt, und sich zu nichts entschließen kann: Tündler, Nätler, Drauler, Hibbeler, Damler, Dämelsack, Dreemsteert, Dreepsteert, Dwäler, däsige Kerl, u. s. w.

„Besinnen ist't best an Minschen!“

Hingegen hat er kein einziges Wort, so viel ich weiß, das dem hochdeutschen entschlossen, keck, trotzig, muthig entspricht; das einzige Wort verwagen entspricht nicht dem hochdeutschen verwegen, da „een verwagen Keerl, Wif,“ Leute bezeichnet, die immer das Maul offen haben, unverschämte Schreihälse; das Plattdeutsche für die angeführten Begriffe muß aus dem Französischen genommene Wörter gebrauchen: resolut, resolvert, astrant (assurant) bredal (brutal); aber eigenthümliche Wörter, die einen zähen, passiven Widerstand ausdrücken, daran fehlt es ihm nicht: hartnackt, ballstürig, wedderharig; „egensinnig as Jan Fink, de schull bi Dage ann 'n Kak (Schandpfahl) unn wull nich.“

Ich will jetzt einige plattdeutsche Wörter und Phrasen, für die das Hochdeutsche entweder keine Analoga hat, oder die hier eine andre Bedeutung haben, anführen; vielleicht giebt mir ein's oder das andre derselbe Gelegenheit, einige Streiflichter auf

das Leben und Wesen derer, die die Sprache reden, zu werfen.

Zuerst muß ich hier bemerken, daß es im Plattdeutschen eine Menge Wörter giebt, die aus fremden Sprachen entlehnt sind, und die das Hochdeutsche nicht mehr kennt; aus dem Lateinischen z. B. Camp (Feld), davon die Phrase: na Küsters Camp to, zum Kirchhofe. „Guten Morgen!“ begrüßte ich einen an der Schwindsucht leidenden Landmann; „heute geht's Ihnen doch viel besser, wie vor acht Tagen; Sie sehen doch viel wohler aus!“

„Ach, min leewe Doktor,“ war seine Antwort, „Ick moot na Küsters Kamp to; he mag schnacken wat he will. Kik's,“ und dabei hob er sein wassersüchtig geschwollnes Bein aus der Bettdecke hervor, und fügte heiter lächend hinzu: „mine dicken Reisestäwel heww ick all an; ick ga derlangs.“ — „Sieh,“ sagte die Frau, die glücklich mit ihrem Manne gelebt hatte, und nun weinend am Bette saß, „so het he't immer makt; da legt he sich ruhig hen to starwen, unn lacht der noch bi, unn denkt nich an sin Fro unn sin arm Wurms *) von Kinnner, de torügge blîwt.“

Saterdag (Sonnabend), Pütte (puteus, Brunnen), rar (selten), perikel (gefährlich) u. s. w. Aus dem Fran=

---

*) „Arme Wurms von Kinner,“ so nennen die armen Leute immer ihre Kinder, wenn sie Mitleid erregen wollen.

zösischen sind namentlich eine Unzahl solcher Wörter entlehnt, die dem Hochdeutschen fehlen, z. B. vorr Passeletant (pour passer le temps), Lewei (levée) Aufstand, Einstellung der Arbeit; Kamisen (commis), Steueraufseher, Kellerrotten; Appelgerhus (auberge); Beck (Schnabel, Mund); Plüme (kleine Feder); Klör (couleur), verklören, von Stoffen gesagt, die nicht Farbe halten; kuntant (contant), gesund, wohl; und außerdem noch eine ganze Masse Zeitwörter, deren Infinitiv aber nicht, wie im Hochdeutschen auf iren, sondern auf eren endigt: mankeren (manquer), stritparleren (von Streit und parler) u. s. w.

Dem Holländischen steht das Plattdeutsche sehr nahe; und je näher der holländischen Grenze, desto mehr holländische Wörter in demselben; doch haben wir hier auch noch genug, z. B. moje (mooi, schön), umtrennt (ontrennt, ungefähr), blide (blyd, froh) u. s. w. u. s. w.

Aber auch dem Englischen steht bekanntlich unser Plattdeutsch viel näher, als das Hochdeutsche, und es hat eine Menge Wörter mit dem Englischen gemein, die sich im Hochdeutschen nicht finden, z. B.:

Tippen (to tip), leise anrühren (he hett mi tippt, ick will em hauen).

Penn (penn), Feder; davon Pennlicker (Federfuchs).

Räwen (to rave), phantasiren in Krankheiten; rimeln (reimen) wird auch dafür gebraucht.

Wrist (wrist), der untere Theil des Vorderarmes.

Grinen, ganz das englische to grin, das Gesicht verziehen; denn grinen heißt nicht bloß, wie das hochdeutsche greinen, weinen, sondern auch lachen, und das Wort wird nur gebraucht, wenn man auf die Gesichtsverzerrung, die beim Weinen oder Lachen stattfindet, aufmerksam machen will.

Blarren (to blare, blöken), laut weinen.

Brägen (brain), Gehirn.

Mistig (misty), nebelig.

Lat (late), spät. „Watt to lat, is väl to lat.“

Black (black, schwarz), Dinte; Blackhorn, Dintefaß; Blackschiter — gewöhnliche Benennung für Advocaten, Schreiber, Beamte.

Minn (mean), gering, elend. „Wat süt he minn ut!“ (wie sehen Sie elend aus), das sagt der Bauer in der Regel dem, von dem er's findet, grade in's Gesicht; es fällt ihm gar nicht dabei ein, daß das auf den, dem er diese Bemerkung mittheilt, einen üblen Eindruck machen könnte. Er sagt das eben so ruhig, wie jede andere Phrase, die eine Unterhaltung eröffnet, als: „wat is dat vor'n dakrig (von Dak, Nebel) Wär (Wetter)“ oder dergl. Ist das auch ein Landmann, dem diese Bemerkung mitgetheilt wird, so nimmt er sie auch eben so ruhig, wie sie gesagt wurde, wie etwas ganz Bekanntes

auf. „Ja, dat mag woll; use Volk *) hett mi't ook all seggt, dat ick mi verfehrt harr (entfärbt hätte — so heißt das Erblassen durch Schreck oder Krankheit). Aber's it's ook wahr, ick däge**) all lang nicks mehr! Ick heww all'n halv Stig Dahler verdocktert; aber wat helpt? — Ick bin in leeger Gewalt! ***) Ick heww all Hunnefett von'n Schinner halt! — Vergan Sonntag hett min Fro for mi in de Karke bäen laten! — Aber's all een

*) Volk bedeutet im Plattdeutschen Gesinde; es heißt aber auch die Schiffsmannschaft und besonders werden die Soldaten en masse darunter verstanden (he geit unner't Volk heißt, er wird Soldat); die Bedeutung aber, die das Wort im Hochdeutschen hat, kennt das Plattdeutsche nicht.

**) Ick däge nicks, heißt: ich tauge nichts, aber auch: ich bin sehr krank; daher das Scherzwort der Städter: „Wann sagt der Bauer die Wahrheit? Wenn er krank ist, dann sagt er: ick däge nicks!“

***) In leeger (böser) Gewalt sin, heißt sehr elend krank sein, aber mit der Vorstellung im Hintergrunde, daß das Uebel angethan sei. He is in leeger Gewalt sagt man auch von einem, der im liederlichen Lebenswandel zu Grunde geht. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es eigentlich heißt: „in leeger Wall kommen, denn leeg heißt auch, wie das holländische leegh, niedrig und Wall wie im Holländischen Ufer, also auf den Strand gerathen sein. In unserem Plattdeutsch kommen wie in dem der Seeküsten überhaupt viele Ausdrücke vor, die dem Seewesen und der Schifffahrt ihren Ursprung verdanken, die weiter landeinwärts und im Hochdeutschen sich nicht finden. Diese Wörter und Phrasen werden häufig von der nicht zur See fahrenden Bevölkerung umgestaltet.

Düwel! — Ich bin feege! *) Du schast sehn unn beleben, da kummt nich dat Vörjahr in't Land, oer ick moet daran!" **)

Ja, wer kann't wäten (wissen), erwiedert der andre unbefangen; daran moet wir all! Aber's wahr ist, Du süst verdammt minn unn leeg (licht, blaß) ut!

Knif (knife, franz. canif), Messer.

Poll (poll), Schopf, Kamm auf dem Kopfe der Vögel; Haar auf dem Scheitel.

Trecken (to track), ziehen; ick heww kin Treck to'n Aeten, to'n Freen (ich habe keine Neigung zum Essen, zum Heirathen); dat Bedde treckt an (man muß sich nicht leicht, wenn man unwohl ist, in's Bett legen; denn man kömmt schwer wieder heraus).

Tide (tide), Ebbe und Fluth.

Raken (to rake), scharren; dat Für inraken; it rakt mi, es trifft mich. Ick rake heißt auch ich fahre dabei.

---

*) Feege — zum Tode bestimmt; woher das Wort kömmt, weiß ich nicht.

**) Ich habe schon zehn Thaler für ärztliche Behandlung und Arzeneien ausgegeben; aber was hilfts? Ich fühle mich sehr elend! Ich habe schon Hundefett vom Schinder kommen lassen. Vergangnen Sonntag hat meine Frau in der Kirche für mich beten lassen; aber alles ein Teufel! — Ich fürchte, ich muß sterben; Du sollst sehen, nächstes Frühjahr bin ich nicht mehr! —

Lüttjet (little, holsteinisch lütt), klein. Lüttjet unn kregel (munter) is bäter as grot unn 'n Flegel. Lüttje Lü (kleine Leute), so wird hier allgemein die ärmere Bevölkerung genannt, und so nennt sie sich selbst. Ein Arbeiter, der groß wie ein Riese und ein durchaus anständiger Mann ist, sagt von sich selbst: Ick bin man 'n lüttjen, gemeenen Arbeitskeerl. Das Wort gemeen hat im Plattdeutschen nicht die Nebenbedeutung des hochdeutschen gemein, sondern es heißt nur gewöhnlich; es hat aber auch die Bedeutung freundlich, herablassend. T'is 'n gemeenen Keerl, sagt man von einem höher stehenden Manne, der gegen Aermere freundlich ist. Auch das Wort Keerl hat keine unangenehme Nebenbedeutung. „Min Keerl slawt den utgelechten Dag, unn wi känt doch nick's vor us bringen *)," sagt die Frau rühmend von ihrem Manne, und statt, daß man in der Stadt den Kindern sagt: gieb dem fremden Onkel die Hand, sagt man auf dem Lande: giww den fremmen Keerl oder den Fremmer de Hand. — In andern Theilen Deutschlands ist das Wort Kerl ein Schimpfwort. Auf meinem ersten Ausfluge in die Welt sagte ich in Dresden zu einem meiner Freunde, indem ich auf einen danebenstehenden Miethfuhrmann zeigte: „Der

*) Mein Mann arbeitet den ganzen Tag schwer, und wir können doch nichts erübrigen.

große Kerl will uns fahren! — Verzeihen Sie, fiel der nicht sehr elegant gekleidete Haudrer ein, ich bin kein Kerl, ich bin ein ehrlicher Mann.

Ich könnte noch eine Menge Wörter anführen, die das Plattdeutsche mit dem Englischen gemein hat; doch ich fürchte zu langweilen und ich schließe die Reihe derselben mit einem Worte, das nicht völlig mit dem ähnlich klingenden englischen eine und dieselbe Bedeutung hat, aber bestimmt eines Stammes ist.

Wicken — wahrsagen. Wickersche (engl. witch Hexe), Wahrsagerin, altes Weib, das Karten legt, gestohlene Sachen wiederschafft, unsichtbar macht bei Diebstahlen u. s. w.

Wir Norddeutschen lachen oft, wenn wir in süddeutschen Intelligenzblättern so viele Provincialismen finden. Wir haben aber gar nicht Ursache uns darüber lustig zu machen, da in vielen Bekanntmachungen unserer Behörden und in denen von Privatpersonen sich Ausdrücke finden, die jenseits unseres kleinen Gebiets nicht verstanden werden. Doch da solche Ausdrücke von allen Bewohnern der Provinz und auch von solchen verstanden werden müssen, denen die hochdeutschen Ausdrücke fremd sind, so lassen sich dieselbe nicht wohl entbehren. Ich theile hier einige solcher Wörter mit, die ich in einer Nr.

unser oldenburg. Anzeigen, die mir grade zur Hand liegt, zusammengelesen habe:

Ettgrün (Grummet), wörtlich das Grün, das nicht gemäht wird, sondern von den Kühen aufgefressen wird. Hester (junge Eiche). Enter (einjähriges Füllen), zusammengezogen wahrscheinlich aus: „een Winter," da die alten Deutschen nach Wintern rechneten; ein zweijähriges Füllen heißt auch wohl „Twenter"; dies Wort ist aber nicht in die Schriftsprache aufgenommen. Ham (engl. ham) Trift. In dem Dorfe, wo der berühmteste Jahrmarkt des Herzogthums gehalten wird, heißt die Wiese, wo die Gaukler und Künstler ihr Wesen treiben, Gökelhamm. Esch, gemeinsames nicht eingefriedetes Ackerland (Esch heißt auch eine Schachtel). Quene. Bohnenrick (Bohnenstange). Güste Kühe (die nicht Milch geben) und güst (brach) gepflügtes Land. Das Wort güst hat den Begriff unfruchtbar, und daher heißen auch die Haid- und Sandgegenden unseres Landes die „Geest," ein Wort, das vollkommen bei uns das Bürgerrecht bekommen hat. Die Geest bildet den Gegensatz zu dem andern kleinern Theile des Herzogthums, dessen Bodenoberfläche aus sehr fruchtbarer Tonerde besteht, der Marsch. Der reiche Bewohner der letztern sieht mit Stolz auf den Geestbewohner herab. „He is jo man von de Geest!" Der Geestbewohner beruhigt sich dagegen mit seinem Sprüchwort:

„Is't nich fett,
Is't ok nich glett,"

d. h. ist der Geestboden auch nicht so ergiebig, als der Marschboden, so geht man doch sichern Fußes auf demselben, da letzterer, wenn es geregnet hat, so gräulich durchweicht wird, daß fast jede Communication aufgehoben ist.

Ich führe jetzt noch einige dem Plattdeutschen eigenthümliche Wörter und Redensarten an, die, wie mich bedünkt, in einer oder der andern Beziehung einiges Interesse gewähren.

Slump (glücklicher Zufall), 't slumpt mi, es glückt mir.

„'T is 'n Slump,
Wenn 'n Soldat inn 'n Himmel kummt."

Uppen Slump snacken heißt unverständig reden; das Phantasiren der Kranken wird auch so genannt.

Ebär (Storch), „Ebär, Ebär, bring mi 'n lüttje Sister her!" (Kinderlied.)

Aisch, häßlich, schlecht; erinnert an das griechische αἰσχρός.

Orig, groß.

Unmunnig — was nicht gesagt werden kann. „'T spit mi unmunnig," es ärgert mich übermäßig.

Riwe, freigebig verschwenderisch. „He is so

riwe as Jan Behrens, de leet 'n Näsendrüppel in Gribbelgrabbel *) fallen.

Quicksteert oder Wippsteert (Bachstelze), so werden die Leute genannt, die Quick **) (Quecksilber) im Steert (Hintern) haben, die nicht still sitzen können, sondern immer hin und her wippsen müssen. Es giebt noch eine Wörter — Quickeers, Loopeers — die solche unruhige, bewegliche Leute, die dem ruheliebenden Oldenburger höchst zuwider sind, tadelnd bezeichnen.

„Sitt upp 'n Eers, denn loppt di kin Muus unner."

Käkelreem, Zungenbändchen. Em is de Käkelreem good löst, er kann gut schwatzen, disputiren.

Gaffel — eine große Gabel, mit der man das Fleisch aus dem Wiem (die Stangen unter der Decke der Hausflur, an der das Geräucherte hängt) herunternimmt. — „Wenn he't man erst upp de Gaffel hett, denn schält se em woll loopen laten." Wenn er im Processe nur erst zum Eide zugelassen wird, dann wird er schon gut durchkommen; die zwei Finger, die beim Eide erhoben werden müssen, bilden ja eine Gabel.

Begöschen von Goos (Gans), anführen, wird

*) So heißt das ungestüme Zugreifen, wenn Geld oder dergleichen unter die Menge geworfen wird.

**) Das einfache Wort quick, lebendig, hurtig, das sich im Englischen noch erhalten, hat unser Plattdeutsch nicht mehr.

besonders von Mädchen gebraucht, die verführt sind (se hett sick begöschen laaten).

Sick beminschen — sich eine Frau nehmen.

Lischenträer — einer der leise auftritt, ein Schleicher.

Fünsch, boshaft; das Wort ist wohl aus der dänischen Zeit, die Soldaten u. s. w. aus Fühnen quälten die Leute tüchtig.

Bewährt, gleich bedeutend mit dem hochdeutschen Worte; dann wird's aber auch von einem Menschen gesagt, der sich jedem Wetter (Wär) oft ausgesetzt hat (durchwettert).

'N mitlidigen Winter, der milde ist, mit armen Leuten Mitleiden hat.

Leben, so heißen sehr bezeichnend die Geschlechtstheile.

Pogge, Frosch. „He geit as de Pogge in'n Maanschin," sagt man von einem Menschen, der geckenhaft umherstolzirt. Poggenstool — Schwamm, mit dünnem Stiel und rundem Hute.

Bangeböckse, wörtlich bange Hose, ein Mensch, der das Herz in der Hose hat.

Spier, Halm. 'N Spier heißt auch ein wenig oder wie wir im oldenburgischen Hochdeutsch sagen: 'n Büschen.

Holster — ein Knabe von etwa 10 Jahren. 'N äbenmaaten Holster von Jung — ein Knabe, der die seinem Alter angemessene Größe hat.

Böhnhase — Ein Pfuscher, der sein Handwerk unberechtigt und deshalb heimlich auf dem Boden treibt und stets in Gefahr ist, verjagt zu werden.

Eelatsch, albern. Irantsch, krittlich, verdrießlich.

„'Tis so'n stäwigen End von'ner Deern, rustig unn brustig, unn freet so'n oolen Knust (oder so'n oolen Knast) von Keerl." Knust heißt das letzte harte Ende vom Brode; Knast — Knorren.

De Deern hett een egen Stä, unn freet so'n Snottert (wörtlich dem noch die Nase träufelt, von Snotte, Nasenschleim) von Jung, de keen heele Böcks ävern M— hett, unn de narrens her is (nirgend her ist), unn de von Armen groot foort (gefüttert) is."

Stutenweke — wörtlich Weißbrodswoche, Flitterwoche; dem Landmann ist Weißbrod ein Leckerei.

Weeldreiher — Drechsler, der Spinnräder dreht. Das einfache Weel, das sich im Englischen noch erhalten (wheel), findet sich im Plattdeutschen nicht mehr.

Kneep, Kniffe, Ränke — dann aber auch die Taille; kneepsch — von knapper Taille. — „Se is man watt finsch na'n Kram bläwen," *) sagte eine alte Bauerfrau einer jungen zarten Städterin, die eben ihr drittes Wochenbett, das den beiden er-

---

*) Sie sind nur etwas mager nach dem Wochenbette geblieben.

sten sehr rasch gefolgt war, überstanden hatte, „dat lat se sick nich spiten *); de der in sind, de meet der ut; unn wenn man erst ut de Kinner ut is, denn betert **) man sich von sülwst. As ick jung weer, sä mi Mann to mi: 'Deern, Deern, watt bist Du minn um'n Kneep; man kunn di woll affpusten. Ick heww Di as Faselswin ***) krägen, unn nu bist doch rein so fett, as'n Masswin" †).

Pusten — blasen. „'T is'n korten Sommer, wenn man in de Hand pust." (Es ist eine kurze Freude.) — Davon Puster — Blasebalg — Puster von Jung — ein Junge mit dicken Backen (Pausback).

Von sik (engl. sick), krank, Feddersikde (wörtlich Federseuche), die Krankheit, die durch langes Liegen im Bette entsteht, oder auch die Faulkrankheit.

Höftsikde (wörtlich Hauptseuche, Nervenfieber). Das Wort habe ich in den letzten zehn Jahren nicht mehr gehört; es wird neuerdings dafür Narrenfeber gesagt; bei welchem Worte man wohl meist nicht an die Nerven denkt — denn der Bauer kennt keine Nerven, dafür hat er kein Wort, sondern an das Hauptsymptom der Krankheit, das Phantasiren (narren, närrisches Zeug sprechen).

*) Verdrießen, reuen.

**) Bessern, dicker werden.

***) Schwein, das zur Zucht aufgezogen, und deshalb sehr schlecht genährt wird.

†) Ganz, gar.

Brüen — necken, aufziehen. „Jung, wullt ol Lü wat brüen? — Ga na Hus unn brü din Moer wat!" —

Lei unn Sticken — Tafel und Griffel.

Drock — eilig. 'T lopp jo nu woll nich drock bi em *); he makt jo wiß Böker? fragte mich mal ein Landmann.

Hilld — eilig, beschäftig, jedoch mit der Nebenbedeutung, daß es mehr zum Schein geschieht.

Sood — Brunnen. 'T is schlechten Sood, dar man dat Water indrägen moot.

Am Schlusse dieser kleinen, bunten Abhandlung über die Sprache, erlaube ich mir ein Paar Worte hinzuzufügen über:

Die Familiennamen im Herzogthum Oldenburg.

Charakteristisch für die Bewohner der ganzen Nordseeküste, von der Mündung der Ems bis zur Eider sind die große Menge der Familiennamen, die auf **s** oder **sen** endigen (Martens, Lüders, Hansen

*) Sie haben jetzt wohl nicht viel zu thun.

in Holstein). Solche Familiennamen, die mehr landeinwärts fast gar nicht vorkommen, da dem Volke hier weniger oder gar keine frisische Elemente zugemischt sind, verdanken einem ächt frisischen Brauche ihren Ursprung. Die Frisen gaben dem Sohne des Vaters Taufnamen, in dem sie letzterem die Endigung **sen** oder ein bloßes s *) (für Sohn) anhängten und bis auf unsere Zeiten herunter, bis endlich durch Gesetze das Annehmen fester Familiennamen geboten, wurde in Ostfriesland und Jeverland **) der Sohn und Erbe Brun Dierk's genannt, wenn der Vater Dierk Bruns hieß, und der älteste Enkel hieß wieder, wie der Großvater Bruns und so wechselte das immer fort. In unserem alten Herzogthum, die Herrschaft Delmenhorst, die am meisten landeinwärts liegt, etwa abgerechnet, sind die auf

*) Im Jeverland hatten die Leute früher durchgehend drei Namen, z. B. Jan Dierk Janssen u. s. w., von denen der erste mit dem letzten dritten immer äqual war. Der älteste Sohn hieß dann wieder Dierk Jan Dierksen, und der älteste Enkel wieder, wie der Großvater. Auch dort wird der Familienname im Verkehr unter einander nie gebraucht, sondern immer nur der Vorname, aber sonderbarer Weise fast immer alle beide; doch ist das auch in andern Theilen des Herzogthumes Sitte mit zwei Vornamen (Trin Aleit, Jann Hinnerk) angeredet zu werden.

**) Sen offenbar zusammengezogen aus Sähn, aber das s scheint nur der sächsische Genitiv oder aus dem Pronomen sin gebildet zu sein. Harm's Jan — Harm sin Jan.

sen oder s endigenden Familiennamen bei weiten die häufigsten; Janssen, Harms, Claussen u. s. w., auch wohl Corneliussen (Knelsen gesprochen). Die Beimischung des frisischen Elements in dem Volke wird durch diese Namen außer allen Zweifel gesetzt. Außer den eben bezeichneten Namen sind die von der Beschäftigung hergeleiteten hier im Lande die gewöhnlichsten: Müller, Meier, Schmidt, Kröger, Schnittjer (so hieß früher, und auch wohl jetzt noch an einigen Orten ein Schreiner).

Die Landleute bedienen sich indeß im Verkehre unter einander der Familiennamen gar nicht; sie nennen sich bei ihrem Vornamen, und selbst die Knechte reden ihren Herrn bei demselben an, ohne irgend ein Titel oder sonstiges Prädicat hinzuzufügen. In der Marsch kommt freilich diese alte Sitte allmälich ab; da stehen die wohlhabenden Grundbesitzer den Proletariern viel schroffer gegenüber; da werden die Herrn schon großen Theils von dem Gesinde beim Familiennamen, dem das Prädikat Herr hinzugefügt ist, angeredet. In Ostfriesland gebrauchen die Landleute im Verkehre unter einander auch nur die Vornamen; sie haben aber da die eigenthümliche Gewohnheit, daß wenn jüngere Leute einen alten Mann anreden, sie dem Vornamen desselben „Ohm“ (Oheim) anhängen, und ihn Janohm, Dierkohm nennen. Dem Vornamen der ältern Frauen

hängt man dort bei der Anrede „Mö" (Muhme) an: Alkemö (wörtlich Tante Adelheit), Gretemö.

Wenn unsere Landleute von einem ihrer Bekannten aus ihrem Dorfe sprechen, so nennen sie ihn ebenfalls beim Vornamen, und geben ihm, um ihn von allen Gerds oder Olgens zu unterscheiden, irgend ein bezeichnendes Beiwort: de lange Jan, de scheefe Aleit; oder sie fügen den Vornamen des Vaters oder häufiger den der Mutter hinzu: „Engel är Dierk *)," „Fike's Gerd," und drittens legen sie dem Vornamen den Namen des Hauses bei, der aber mit dem Familiennamen in der Regel nicht übereinstimmt; nur diesen letzten umgehen sie wunderbarer Weise fast immer. Ich habe es mehrfach erlebt, daß der Nachbar den Familiennamen seines Nachbarn, mit dem er seit einer langen Reihe von Jahren im besten Vernehmen gelebt hatte, nicht kannte.

Ich sah mal auf dem Arme eines Mädchens ein schönes Kind von ungefähr einem Jahre.

„Wessen Kind ist das und wie heißt's?" fragte ich das Mädchen.

---

*) Zuweilen giebt ein solcher Vorname, wenn er nicht zu den gewöhnlichen gehört, dem Hofe und dessen Bewohnern den Namen für alle Zeiten. So kenne ich ein Haus, dessen Bewohner alle Engelärs (Engel är Gerd, Gesche) genannt werden, obwohl sie ganz andern Familienamen haben, und die alte Mutter, deren Vorname Engel war, seit undenklichen Zeiten todt ist.

„Dat's Ramaker's Geerd sin!" erwiederte das Mädchen, „und heet (heißt) Harm."

Es befremdete mich, da ich im Dorfe sehr bekannt war, daß mir dieser Name noch nicht vorgekommen. Ich erkundigte mich, wo denn dieser Ramaker wohne; das Mädchen zeigt auf ein benachbartes Haus.

„Da wohnt ja Janssen," sagte ich. Der Janssen war aber, nebenbei bemerkt, nicht Rademacher, sondern Besitzer einer großen Landstelle.

„Janssen!" erwiederte das Mädchen, die in dem Hause diente, „nä, da's Ramaker's Hus! Abers töw is!" sagte sie, und legte den Finger an die Nase; „Janssen! Janssen! — aber's doch recht! — Dat Kind is Ramakers Gerd sin, aber it schrifft sick Harm Janssen; ick hewwt upp de Pockenliß sehn. (Aber halt mal! — Es ist doch recht. Es ist Rademacher Gerds Kind, aber es schreibt sich Harms Janssen! ich habe den Namen desselben auf der Impfungsliste gesehen.)

Ich habe mich nachher bei den ältesten Bewohnern des Dorfes erkundigt, kein Mensch konnte mir sagen, woher der Name „Ramaker" komme, da seit Menschengedenken weder Jemand dieses Namens, noch dieses Handwerks in dem Hause gewohnt hat. Solche Hausnamen sind unsterblich; Leute aus den verschiedensten Familien kommen durch Heirath oder durch Kauf in den Besitz des Hofes; sie mögen, ehe sie

in das Haus zogen, geheißen haben wie sie wollen, im Dorfe werden sie nur nach dem Hause benannt. „He heet Müller's Dierk, aber he schrifft sick egentlich Dierk Hotes." Der Familienname wird nur geschrieben.

Das Volk und seine Sprüchwörter im Herzogthum Oldenburg.

Die Sprache ist das Volk! — Die Sprache ist fast das einzige Organ, durch das sich das Seelenleben eines Volkes kund giebt. — Von allen Bestandtheilen einer Sprache sind es aber die im Munde des Volkes lebenden Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten, die uns das innerste Wesen eines Volkes am deutlichsten erkennen lassen; sie sind das treueste Abbild seines Charakters, seiner Sitten, seiner Lebensanschauungen. Ein Sprüchwort wird sicher niemals Aufnahme, niemals allgemeine Verbreitung und dauernde Bewahrung erfahren, wenn dasselbe nicht mit den Gefühlen und den Lebensansichten eines Volkes auf's innigste übereinstimmt, wenn es nicht dem Herzen des Volkes entstammt oder in dasselbe aufgenommen ist.

Die im alten Herzogthume Oldenburg im Volksmunde lebenden Sprüchwörter bestätigen, was ich

durch diese kleine Abhandlung darzuthun hoffe, vollkommen die hier ausgesprochene Wahrheit; doch wie jede allgemein gehaltene Behauptung hie und da einer Einschränkung bedarf, so auch diese. Wir dürfen, ohne ungerecht zu sein, nicht unbedingt von den Sprüchwörtern auf die Denkweise unserer Landsleute schließen.

Unter der großen Zahl plattdeutscher Sprüchwörter, die unsre Landsleute und namentlich die ältern Männern und Frauen, — die Jugend liebt es nicht, Sprüchwörter zu gebrauchen — in ihrer Unterhaltung so häufig anbringen, giebt es sehr wenige, in denen der Name Gottes vorkömmt, und unter den wenigen ist mir außer dem einzigen:

„Giwwt use Herr Gott Jungens, giwwt he ook Bäcksen *)!“

keines bekannt, das Vertrauen auf Gottes gerechte Weltregierung, seine Güte lehrt; es ist mir kein plattdeutsches Sprüchwort bekannt, das den Blick des Unglücklichen auf Gott hinwiese, als den allerbarmenden, allliebenden Vater, ohne des Willen und Wissen kein Haar auf dem Haupte seiner geliebten Kinder gekrümmt wird, wie das hochdeutsche: „Gott verläßt die Seinen nicht!“ Ein plattdeutsches Sprüch-

---

*) Hosen.

wort, das auch im Hochdeutschen sich findet, fällt mir indeß ein, das auf Gottes Weltregierung hinzeigt; das ist aber wahrlich keinem frommen Herzen entstammt.

„Gott stürt (hemmt) de Böm, dat se nich in'n Häwen (Himmel) waßt."

Denkt sich dies Sprüchwort den lieben Gott nicht eben so mißgünstig auf das allzugroße Glück der Sterblichen herabsehend, wie es der Grieche von seinen Göttern glaubte? — Das hochdeutsche: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!" ist doch nicht so gottlos; es drückt nur eine Beobachtung, eine Erfahrung aus, und läßt den lieben Gott ganz aus dem Spiele.

Alle anderen plattdeutschen Sprüchwörter, die den Namen Gottes tragen, verdanken eben so wenig wie das zuletzt angeführte einem fromm christlichen Sinne ihre Entstehung; sie haben im Gegentheil fast alle eine Art ironischen Beischmackes.

„Frät to, 't is all Goddsgawe!"

Wie fromm ist dagegen das hochdeutsche:

„Trink und iß,
Gott nie vergiß."

„Wo de Meswagen nich henkummt, hört de Segen Godds up!"

Ohne Dünger kann also der liebe Gott selbst das Getreide nicht wachsen lassen; so ziemlich sagt das Sprüchwort das Gegentheil von dem hochdeutschen:

„An Gottes Segen ist alles gelegen!“

„Wenn Gott will,
Grünt ein Besenstiel,“

und dem jüdischen:]

„Wenn Gott will, ist Morgen Sabath.“

„Nu sünn wi üsen Herrgodd Mester!“ (jetzt sind wir Gottes Meister; er kann uns mit seinem Regen nichts mehr anhaben), das ist die Redensart, die dann häufig gebraucht wird, wenn bei regendrohendem Himmel das Moor gebrannt werden soll, und es den Leuten gelungen ist, eine große Strecke desselben gut brennend zu machen, so daß der Regen nicht mehr schaden kann. Das plattdeutsche Sprüchwort ist demnach etwas gottlos; denn es läugnet so ziemlich die Allmacht Gottes, es räumet Gott nicht die Macht ein, in die ewigen Naturgesetze einzugreifen.

„Help Godd, harr de Jung seggt, unn harr up de Pär haut, dat de Damp uten M— stoow!“ (Hilf Gott, sagte der Junge, und schlug auf die Pferde, daß der Dampf davon stob.)

„Godd's Wort in full Fluchten, harr de Jung seggt, da harr'n Katechism an de Swäp *)!“

„Godd regeert de Welt, Jungens und Hunne de Knüppel.“

*) Peitsche.

„Is all good, watt Godd giwwt, harr de Jung seggt, aber's watt Moder giwwt, is doch bäter; da scheet em Krei upp't Botterbrod.“

Ganz in demselben Sinne ist der Witz in dem bekannten Volksschwank:

„Jan, sä de Captein (beim Schiffbruch), hol di an Gott!“ —

„Nä, sä Jan, ick hol mi an den Mast!“

Ein andrer auf oldenburgischem Boden entstandener Volksschwank zeugt eben so wenig von fromm christlichem Sinne. Ein reicher Hausmann erzählt seinen Freunden, ihm habe geträumt, er sei gestorben. Als er nun zum Himmel gekommen, habe der liebe Gott ihm allein vor allen zu sich gewinkt, mit den Worten: „Treten Sie näher, Herr Kloppenborg!“ und darauf hinzufügt, zu Jesus gewandt: „Jung, stah upp, unn lat usen Herr Kloppenborg sitten!“

Beide Phrasen sind hier in Jedermanns Munde und sie sind weit über die Grenzen des Landes verbreitet, wo man wohl schwerlich die Entstehungsweise derselben kennt.

Ich weiß, wie gesagt, kein plattdeutsches Sprüchwort, das die Traurigen tröstet, indem es sie belehrt, daß ihr Leiden Gottes Wille sei:

„Was Gott thut, das ist wohlgethan!“

und das auf ein besseres Jenseits hinweist; ich weiß keins, das die Tugendhaften ermahnt, auf der dor-

nenvollen Bahn der Tugend zu verharren, wie das hochdeutsche:

„Der Weg zum Himmel geht durch Kreuzdorn;“

das die Bösen von dem Frevel zurückschreckt, indem es den Lohn und die Strafe jenes Lebens ausspricht:

„Gott sieht durch die Finger, aber nicht ewig!“

„Was Gott spart in die Länge,
Das straft er mit Strenge.“

Die Sprüchwörter:

„Wo de Boom henfallt, da ligt he ok.“
„Wenn'k dot bin, schitt de Hund up min Graf.“
„Wer dot is, lett sin Kiken.“

scheinen im Gegentheil ein Jenseits gradezu zu verneinen. Aller Trost, jede Ermahnung, jede Drohung, jede Belehrung, die das plattdeutsche Sprüchwort giebt, bezieht sich auf den Lohn und die Strafe hienieden; unzähliche recht häufig gebrauchte Sprüchwörter lehren es, daß es der Klugheit angemessen sei, ehrlich und brav zu sein:

„'N ungerechten Groten nimmt twintig Daler mit,“ u. viele andere.

Nur das einzige:

„Goode Maat hett Godd leew!“

scheint dagegen zu sprechen; doch wird gewiß Jeder, der dies Sprüchwort mal hat anwenden hören, mit mir der Ueberzeugung sein, daß es nur im Scherz

gebraucht wird. Mit dem Krämer, dem beim Messen lächelnd gesagt wird:

„sni he sick nich in den Finger!“

„Rechte Maat hett Godd leew,“

soll nur gescherzt werden, etwa wie man Kinder, von denen man weiß, daß sie nicht mehr daran glauben, zum Scherz noch mit dem Busemann droht; von seiner Ehrlichkeit ist der Käufer vollkommen überzeugt.

Eine viel größere Rolle, als der liebe Gott spielt aber der Teufel und seine Großmutter in den plattdeutschen Sprüchworten. Der Teufel ist hier meist noch der böse, rauhe, schlaue, häßliche Geselle, den die Kultur des letzten Jahrhunderts noch nicht beleckt.

„Wat olt is, dat ritt, sä de Düwel, da reet he sin Grotmoor'n Dor aww.“

„Halt de Düwel dat Pärt, hal he den Tom derto.“

„All wat de Düwel nich lesen will, dat sleit he äwer.“

„Nimm 'n Düwel uppen Nacken, dann begegnet he di nich.“

„De Düwel schitt immer up den grötsten Hopen“ (wo Geld ist, nur da kömmt mehr hin).

„Wenn em de Düwel man halte (holte), aber's um so ennen spannt he nich an.“

„Elk sin's, denn krigt de Düwel nicks.“

„Dok de Düwel is moi (schön), wenn he man jung is.“

„Wat de Düwel nich weet, dat weet'n old Wif.“

„'T geit der där as de Düwel mit'n Affkaten.“

„Wenn de Sonne schint unn't regnet, dann krigt de Düwel Affkaten in de Hölle.“

„Wo de Düwel nich hendraff, da stürt he 'n old Wif hen.“

Aehnliche Sprichwörter, die dem Teufel im Munde führen, giebt es noch unzähliche.

Unser plattdeutsches Sprüchwort zeigt auch in der Beziehung nicht christlichen Sinn, daß es die sogenannten gottesdienstlichen Handlungen (Beten, Kirchengehen) gar nicht sonderlich empfiehlt, sondern im Gegentheil derselben spottet. Statt des hochdeutschen „Kirchengehen säumet nicht,“ steht das plattdeutsche: „dreemal um de Kark is so good, as eenmal drin,“ oder „he geit flitig na Karken, aber's na 'n Pastoren uppen Schragen“ (so heißt das Gestell, worauf die Tonne ruht), also nach dem Wirthshause, das sich nach dem Sprüchwort: „wo Gott eine Kirche baut, da baut sich der Teufel eine Kapelle daneben,“ fast immer in der Nähe der Kirche befindet.

„Na de Mähle möt wi hen, man na de Kark bruk wi man, wenn wi wält“ *).

*) Nach der Mühle müssen wir hin; aber zur Kirche brauchen wir nur, wenn wir es wollen.

Statt des hochdeutschen: „Beten ist halbe Arbeit.“ „Mit Gott in die Hand speien,“ und ähnliche, sagt das plattdeutsche Sprüchwort:

„Von Bäen kannst ’t nich satt weren,“ oder auch:

„Kummt alle Dage wat Nees up, sä de Jung, da schull he bäen.“

Mit dem Worte „bäen“ wird aber, nebenbei bemerkt, im Plattdeutschen nicht nur das Beten bezeichnet, sondern man versteht unter dem Worte auch das Hersagen von Beschwörungsformeln und das Vornehmen sonstiger Faxen bei Zaubereien aller Art, Schatzgräbereien u. dergl., genug, bei allen solchen Handlungen, bei denen die arme Seele viel eher an den Teufel als an den lieben Gott denkt. So ist ein in der Nähe Oldenburgs wohnender Landmann, dessen ärztliche Praxis sich mindestens fünf Meilen im Umkreise erstreckt, und der durch Vornehmen allerlei Hocuspokus, ohne alle Medikamente, kurirt, unter dem Namen: „de bäen (betende) Dokter“ allgemein bekannt. Seine Heilkraft ist indessen wirkungslos bei allen Kranken seines Kirchspiels, da so weit die Ganderkeseeschen Glocken reichen, seine Zaubermacht ohne Kraft und Macht ist.

Ich muß indeß hier die Bemerkung anknüpfen, daß der Teufel und seine Gehülfen jetzt von Tage zu Tage mehr an Macht verlieren und daß diese Ausgeburten dunkler Zeiten vor dem Lichte des neunzehnten Jahrhunderts allmählig immer mehr erblassen.

Wer die Landleute genau beobachtet, wird gewiß mit mir darin übereinstimmen, daß im Laufe der letzten zehn bis zwanzig Jahre eine wunderbare Veränderung in ihren Köpfen vorgegangen ist. Der Glaube an Spuk, Wahrsagereien, Schatzgräbereien, das Sehen von Erscheinungen u. s. w. schwindet mit jedem Tage mehr. Es giebt auf dem Lande, wie in der Stadt noch „Wickerschen“ *) genug; wir sind noch lange nicht dahin gekommen, daß Kartenlegen, Unsichtbarmachen, aus dem Kaffeesatz prophezeien und dergleichen edle Künste zu den Beschäftigungen gehörten, die man deshalb, weil sie zu wenig einträglich sind, ganz aufgegeben hat, aber der Zudrang zu diesen Leuten ist doch viel geringer, wie früher; und wenn diese Propheten auch gefragt werden, so finden sie meist doch nur bedingt Glauben. —

In meinen jüngern Jahren hörte ich oft, daß hier und da Vorspuk gesehen, daß diese oder jene alte Frau einen Leichenzug oder ein Feuer vorhergesagt hätte; während meiner Kinderjahre sprach man noch viel von verherten Kühen, die nicht ordentlich Milch geben wollten, oder man schrieb es irgend einem triefäugigen oder schielenden alten Weibe

*) Wicken, wahrsagen. Wickersche (scheint eines Stammes mit dem englischen whitch), altes Weib, das aus den Karten, Kaffeesatz prophezeit, gestohlne Sachen wiederschafft.

zu, wenn die Milch nicht buttern wollte. Als ich in die Praxis trat, es sind jetzt fast zwanzig Jahre her, da wurde noch gar nicht selten die Frage an mich gerichtet: ob dem Kinde wohl etwas angethan sei. Es wird auch noch wohl jetzt mal einzeln mir die Frage vorgelegt; es geschieht dann aber jedesmal mit einem verlegenen Lächeln und hinzugefügt wird die Bemerkung: „ick weet woll, das man Lü Snack *) — das man Dorheit! Aberst ick wull doch mal 'n gelehrten Mann fragen, off eenen noch woll watt andahn weeren kunn!“ —

Auch der Teufel ist schon lange um alle seinen Credit gekommen. Ich habe mich wiederholt bei Leuten allerlei Schlages danach umgehört, aber immer wurde mir der Bescheid, daß fast kein verständiger Mensch mehr an die Existenz des Teufels denke, und daß höchstens hier oder da ein alter Kerl glaube, der Teufel wandle noch auf Erden herum, und suche den armen Christenseelen Fallen zu legen oder sonst zu schaden. Wenn diese Frage von unsern Landleuten erörtert wird, dann fügen sie auch wohl noch hinzu: Och, wat schä **) wi ook noch mit den Düwel:

„Een is 'n annern sin Düwel!“

Wozu also noch den Teufel; er ist ja gänzlich über=

*) Gerede der Leute.

**) sollen wir.

flüssig; seine Rolle ist anderweitig besetzt; ein Mensch ist der Teufel des Andern. —

„Ick heww min Lew unn Dage nich an 'n Düwel löwt, unn nu heww ick 'n, sla mi de Dönner, inn Huse!“ sagte mir mal ein Landmann, auf sein böses Weib zeigend, das er vor noch nicht langer Zeit geheirathet hatte.

Als eine Merkwürdigkeit führe ich hier an, daß es mir mehrmals vorgekommen ist, daß Landleute, die in einer Gegend wohnten, wo seit Jahrhunderten kein Katholik gelebt hatte und die mit keinem Katholiken in Berührung gekommen waren, sich an einen viele Meilen entfernten katholischen Geistlichen wandten, um von ihm Weihwasser zu erhalten, das als Heilmittel in Krankheitsfällen angewandt werden sollte, und von dem man sich große Wirkung versprach.

Aehnlich wie das plattdeutsche Sprüchwort die gottesdienstlichen Handlungen nicht sehr ehrt, eben so wenig ehrt es die Diener Gottes; ich kenne keines, das Ehrerbietung und Achtung gebietet, wie das Hochdeutsche: „Wer Gott liebt, der liebt auch seine Boten;“ aber nicht wenige, die sich über die geistlichen Herren lustig machen:

„Ick do 't man um Globen'shalben, dat de Pap nich dull wart.“

„Best in de Mitt, sä de Pap, da ging he twischen twe Düwel.“

„'T sind schlechte Tiden, sä de Pap, de Buur makt sin Kinner sülwst.“

Namentlich aber ist's die Habgier, deren das Sprüchwort sie beschuldigt und anklagt:

„Ei is 'n Ei, sä de Pap, unn greep na't grötste.“

„Gottes Barmhartigkeit unn Papen Gierigkeit, duurt von nun an, bit in Ewigkeit!“

Wer nun aus allem hier Angeführten den Schluß ziehen wollte, daß unsere oldenburgischen Landleute gar keinen religiösen Sinn hätten, nicht an Gott und Unsterblichkeit glaubten, der würde ihnen sehr Unrecht thun; es fehlt ihnen nur alle Wärme für die Religion und an innige, sich opfernde Hingebung an religiöse Gefühle und Vorstellungen ist bei ihnen gar nicht zu denken. Seit der Reformation sind alle Lehren, alle Ermahnungen, alle Tröstungen der Religion unserem Landmanne in einer ihm fremden Sprache zugeführt, alle Gebete, alle Gesänge, alle Religionsbücher, jeder Unterricht ist Hochdeutsch; will er nun christlich trösten und ermahnen, will er beten, sich und andere aufrichten, indem er auf Gott und ewiges Leben hinweis't, dann verläßt ihn die Sprache seines Herzens, das Plattdeutsche; er kann nicht mit seinem Herzen beten, trösten und ermahnen denn in seiner Sprache, die ja nicht einmal ein Wort für „Tugend“ hat, kann er alles das nicht sagen, was ein christlich fromm Gemüth zu sagen hat; als Christ kann er nur in angelernten hoch-

deutschen, in der Schule ihm mit schwerer Mühe eingebläuten Phrasen reden, die oft genug auch noch zur Scene, wie die Faust auf's Auge passen. Gar manches mal habe ich mich des Lächelns kaum erwehren können, trotz des Ernstes der Lage, wenn ich einen solchen Uebergang von dem Plattdeutsch des Lebens zu dem Hochdeutsch der Religion, zu einem Bibelspruche oder einer Strophe aus dem Gesangbuche machen hörte.

„Lat doch dat Jaulen, Anna! Wat kann't helpen!" — Trockne Deines Jammers Thränen, heitre Deinen Blick! — „Ute Grund kannst Du se doch nich wedder kleien!" — Gott ist freundlich und seine Güte währet ewiglich! Amen!

„Wo kannst Di nu um so old Minsch noch woll so hebben. Se kunn jo doch nich mal wat Rechts mit dohn; och, de is woll verwahrt!" — Staub wird dieser Leib von Erde!

„Och, Gesche, giww Di! teer Di doch nich so*), denk is:" Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen! Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden!

„Ja, watt schall ick der ook anners an hebben" **),

*) Habe Dich nicht so — teer bedeutet eigentlich zieren, sich anstellen, dem Oldenburger gilt jedes laute Weinen, wenn man der Sprache glaubt, für Ziererei.

**) Was kann ich auch dagegen machen.

erwiederte die gute Frau. „Wer kann gegen Gott? — Auf ihn will ich vertrauen in meiner Kummerniß!“ —

Hat nicht Wienbarg Recht, wenn er sagt: „Der Bauer flucht lieber, als daß er betet; denn das erste thut er in seiner Muttersprache, letzteres in einer fremden, angelernten!“ —

Der oldenburgische Landmann hat in vortrefflichen zahlreichen Schulen Gelegenheit genug, Religion zu erlernen; und wahrlich, er benutzt die Gelegenheit gut! — Mit seinem Verstande faßt er die Lehren und die religiösen Anschauungen auf und bewahrt sie; aber tief zum Herzen kann die Religion wegen des fremdartigen Gewandes, in dem sie sich naht, schwerlich dringen. — Begreiflich ist's nun, daß diejenigen der oldenburgischen Landleute, die denken können, auch über die religiösen Wahrheiten nachdenken, da ihnen das fromme Herz keinen Querstrich dabei macht, und mit ihrem Verstande davon läuft. — Die wohlhabenden Landleute haben deshalb längst angefangen, das ihnen Ueberlieferte mit ihrer Vernunft in Einklang zu bringen; sie sind Rationalisten. — Nur die Masse derer, die nicht Zeit hat, zu denken, die Armen, welche gezwungen sind von Morgen bis zum späten Abend durch unausgesetzte, schwere körperliche Arbeit sich ihren und der Ihrigen Unterhalt zu erwerben, haben den Standpunkt der Orthodoxen noch nicht verlassen,

wenn man überall sagen kann, daß die nicht denkende Masse einen Standpunkt einnimmt; denn obwohl Arme und Reiche auf dem Lande in der Regel ganz denselben Schulunterricht erhalten, so ist der wohlhabende Landmann meistens doch viel intelligenter, da er Zeit übrig gehabt hat, nachzudenken, und er durch den Betrieb seiner größern Landwirthschaft, Kauf und Verkauf, durch Gemeindeämter u. s. w. in vielfachen Verkehr mit der Welt kommt und dadurch zum Nachdenken veranlaßt wird.

Aber alle, auch die verständigsten Landleute, fügen sich den religiösen Gebräuchen, wenn sie mal Sitte geworden sind. So wird fast ohne Ausnahme von allen mit dem größten Eifer dafür gesorgt, daß ein schwächliches, neugebornes Kind rasch getauft werde, damit es bei Leibe nicht ungetauft sterbe, und der Prediger wird in solchen Fällen mit viel größerer Hast gesucht, als der Arzt, den man in der Regel um solche „lütje Wurms„ gar nicht genirt.

Diese eiligen Taufen geschehen nicht, weil der Glaube herrscht, die ungetauften Kinder würden nicht seelig, sondern es geschieht nur, weil man sich der allgemeinen Sitte nicht entziehen kann und darf, die aus alter katholischer Zeit sich hier eingebürgert hat. „Ick do 't, wiel'k den Nasnack nich hebben will!" sagte mir ein Landmann, den ich fragte, weshalb er so eilte mit der Taufe seines Neugebornen. Eben so wird auch oft in Krankheitsfällen das Abendmahl

eilig genommen, nicht weil es Bedürfniß der Seele ist, sondern weil es Sitte ist, und weil die Angehörigen, die ihren Vater oder Bruder ꝛc. ohne dies Viaticum haben reisen lassen, ein Vorwurf trifft, als hätten sie dem Sterbenden die Ehre, die ihm gebührt, nicht erzeigt. Der Glauben, daß das zu nehmende Abendmal günstig auf die Krankheit einwirken werde, habe ich doch auch mehrmals angetroffen; freilich in den letzten Jahren seltner, als früher.

Aeußerungen, die mich annehmen ließen, daß ihnen Unglauben und völliger Mangel an Religiosität zum Grund liege, habe ich auf dem Lande sehr selten vernommen. Selbst Verbrecher und Leute, die durch liederlichen Lebenswandel ganz heruntergekommen, halb verthiert sind, weisen die Einwirkung religiöser Vorstellung nicht von sich ab; ich habe schon mehrmals Selbstmörder mit aufgeschlagenem Gesangbuche gefunden, aus dem sie offenbar in dem Augenblicke vor ihrer That gebetet hatten.

Kürzlich freilich fand man auf einen Leichenstein, dessen Inschrift von der Seeligkeit des baldigen Wiedersehens dort oben sprach, die Worte geschrieben:

„Da lur upp!“

Eben so weit, wie vom Unglauben, sind unsere Landleute von Pietismus und Muckerwesen entfernt. Nur ganz einzeln trifft man solche Ueberfromme auf dem Lande, obwohl in den Städten des Herzog-

thums dieselben in allen möglichen Gestalten (Separatisten, Anapabtisten, simple Stille u. s. w.) gar nicht selten vorkommen. — Es fehlt dem oldenburgischen Landmanne der Enthusiasmus, der doch immer nöthig ist, um ein Anhänger einer verspotteten oder verfolgten Sekte zu werden, und sich an eine Gemeinschaft anzuschließen, die neue Gebräuche verlangt, und dadurch der bestehenden Sitte widerstreitet. Der Wärme, der Hingebung, der Schwärmerei ist er schon vermöge seines Temperaments nicht leicht zugänglich; und am wenigsten sind es die Vorstellungen auf dem religiösen Gebiete, die ihn von der ruhigen verständigen, graden Bahn abzuziehen vermögen. — Wie kann der Bauer aber auch warm werden für die Religion, die ihm nur im fremden Gewande entgegentritt, die er in der Jugend mit schwerer Mühe und gar manchmal nicht ohne Prügel erlernt? — Die Religion ist ihm eine Sache des Wissens — er hat sie gelernt — nicht des Herzens! —

Obwohl Geisteskrankheiten in unserem Lande vielleicht noch häufiger vorkommen, als in andern Theilen Deutschlands, so kommt doch religiöser Wahnsinn verhältnißmäßig hier sehr selten vor.

Wahrhaftig, das Plattdeutsche ist eine ehrliche, derbe Sprache; aber gut christlich ist es nicht.

Nur ein wahrer Kernspruch aus der Zeit, als die Religion noch nicht ihr hochdeutsches Gewand trug, hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten; es ist dies die kurze, inhaltsschwere, mit großen gothischen Buchstaben in einen Stein gehauene Inschrift des oldenburgischen Kirchhofes:

„O ewig is so lanck!“

Kann es eine würdigere Inschrift eines christlichen Kirchhofes geben? Wie viel reicher an Inhalt sind diese wenigen Worte, als das lateinische: Memento mori!? — Kann wohl ein Sterblicher dringender gemahnt werden, im Wirbel des vergänglichen, irdischen Treibens stets der langen, langen Ewigkeit mit ihren himmlischen Freuden und ihren höllischen Qualen eingedenk zu sein!

„O ewig is so lanck! —“

II.

So wenig sich nun das plattdeutsche Sprüchwort mit Religion befaßt, so innig ist's mit allem verknüpft, was die alte Volkssitte heiligt, die sich bei unsern Landleuten, da sie durch die abgeschiedene Lage des Landes und durch das Plattdeutsche von allem Verkehr mit der Welt abgeschlossen sind, viel mächtiger, viel lebendiger und einflußreicher erhalten

hat, als in den meisten Ländern Deutschlands. — Unsere oldenburgischen Landleute sind ehrlich, bieder, gutmüthig, keusch, nicht so sehr, weil es die Religion will, sondern weil es ihr ruhiges Temperament ihnen leicht macht, den Gesetzen der alten Volkssitte zu gehorchen, deren Codex, die Sprüchwörter, in einer Sprache abgefaßt ist, die von Herzen kömmt und zu Herzen geht. Wo die Volkssitte gebietet, da schweigen alle andere Rücksichten. So hat das Wort:

„De will ruhig starwen,
Lat sin Good den rechten Arwen *).“

eine höchst gebieterische Geltung! — Wo nach der Sitte irgend eines Landestheils der jüngste oder älteste Sohn Stammerbe einer geschlossenen Landstelle ist, da wird es nicht leicht sich ereignen, daß ein Vater, wenn er auch die Befugniß hat, frei über sein Gut zu verfügen, und den von den Söhnen, den er den Umständen nach für den passendsten hält, zum Erben einzusetzen, einen andern seiner Söhne dazu erwählt, als den, den die Landessitte bestimmt. Ereignet es sich mal, daß ein Vater diese allgemeine Sitte verläßt, dann spricht bestimmt das ganze Kirchspiel noch Jahre lang davon. Ich habe den Fall erlebt, daß ein sehr verständiger Landmann seinen ältesten Sohn überschlug, da er diesen mit

*) Wer ruhig sterben will, laß sein Gut dem rechten Erben.

Recht wegen seiner Dummheit für durchaus unfähig hielt, der großen Landwirthschaft vorzustehen, und im Testamente bestimmte, daß der nächstfolgende Sohn, ein aufgeweckter junger Mann, Stammerbe sein sollte. Vielleicht hatte die Mutter des zweiten Sohnes, die Stiefmutter des ältesten Sohnes, etwas dazu beigetragen, daß der Vater diesen reiflich überdachten Entschluß zur Ausführung brachte. Nach des Vaters Tode trat der zweite Sohn unbestritten in den Besitz der großen Landstelle. Der junge, tüchtige Mann wollte ein reiches Mädchen aus einem benachbarten Dorfe heirathen; der Vater des letztern weigerte ihm Anfangs seine Tochter, mit der Erklärung, daß auf dem Hause des Freiers wohl kein Segen ruhen werde, da er nicht der legitime Erbe sei, da die Stelle von Gottes und Rechtswegen nicht ihm, sondern seinem ältern Bruder zugekommen wäre. „He hett de Stä woll," sagte eines Tages der Vater des jungen Mädchens, der mich um meine Meinung fragte, „man se keem em doch nich to; wat nich wäsen schall, moot ook nich wäsen! (was nicht sein darf, darf auch nicht sein!) Unrecht Good gedeiht nich! —

Endlich gab der Alte trotz seiner Bedenklichkeiten nach, und die jungen Leute wurden ein Paar. — Als indeß bald nach der Hochzeit allerlei kleine Unglücksfälle die neue Familie heimsuchten, da wurde der junge Ehemann trübe gestimmt und nachdenklich!

— Er, der vorher gesunde, kräftige, lebensfrische Mann, klagte über allerlei hypochondrische Beschwerden; ihm selbst kam der Gedanke, ob das Unglück ihn wohl suche, da er eigentlich doch nicht der rechtmäßige Erbe sei.

„Use Oelst *) harr doch usen Geerd (den ältern Bruder) nich vorbigahn schullt!“ —

Als ich vergangenen Sommer, drittehalb Jahre nach der Hochzeit, über den Esch des Dorfes ritt, und mir eine große Fläche desselben, auf dem der Rocken ganz ausgezeichnet üppig stand, in die Augen fiel, fragte ich einen alten Mann, den ich dort im Felde arbeitend traf: Wem gehört der schöne Rocken? De hört Müller's Jan — it is Scha, de hett de beste Stä in 't Dorp, unn hett't all so moi in de Rege.“ (Der gehört Müller's Johann; es ist Schade, der hat die schönste Stelle im Dorfe, und er hat alles in der besten Ordnung.)

„Weshalb Schade?“ fragte ich.

„Ja,“ antwortete er zögernd, „wil he kin Kinner hät.“

„Wat,“ fragte ich, „is da noch nicks Lütjes?“

„Jaa, da is woll all wat Lütjes wesen; man 't is glik sturwen!“

---

*) Use Oelst — unser Aelteste, mit dem Worte bezeichnen sowohl die Kinder als das Gesinde den Familienvater.

„Mein Gott,“ fuhr ich heraus, „was schadet das? Die beiden Eheleute sind ja noch jung.“

„Schall ick em mal wat seggen,“ und dabei trat er ganz nahe an mich heran und leise murmelnd, aber mit der größten Bestimmtheit fuhr er fort: „De krigt ook kine Kinner groot!“ — Immer ernster werdend schloß er seinen düstern Orakelspruch mit dem Sprüchwort:

„Man kann woll unrecht Good erwarben,
Man nich verarben!“

Ganz kürzlich erkrankte plötzlich sehr schwer der Besitzer einer großen Landstelle, der keine Leibeserben hatte. Derselbe hatte seit dreißig Jahren mit dem ältesten seiner Brüder, der nach ihm gesetzlich Stammerbe wurde, wenn er es nicht im Testament anders verfügte, in hellem Unfrieden gelebt; dagegen hatte er in dem innigsten, besten Verhältnisse mit einem jüngern Bruder während dieser ganzen langen Reihe von Jahren gestanden. Dieser jüngere Bruder bewohnte und bewirthschaftete die in Rede stehende Landstelle; er und seine Frau pflegten den Alten, der bei ihnen wohnte, auf's Beste, so daß dieser alte, ehrliche Kerl bei jeder Gelegenheit es aussprach, daß sie und nach ihnen eins ihrer Kinder seine Erben sein sollten. Das ganze Dorf sah schon in dem jüngern Bruder den Stammerben, und den ältern

von der Erbschaft ausgeschlossen. Da erkrankte nun, wie oben bemerkt, plötzlich der Alte. Gleichzeitig mit mir wurde das Amt zur Aufnahme des Testaments requirirt. — Der Amtmann fragte den Kranken, ob er seinen letzten Willen zu Protocoll geben wolle?

„Ick heww mi wedder besunnen. Wält' Schriwen *) man laten. — Recht mot sin Gang hebben. Dat Schriwen kunn woll Sünn sin (Sünde sein).“

Die Landleute wissen freilich recht gut, daß es eine ungeheuere Unbilligkeit ist, daß in Folge der durch das Herkommen geheiligten Gütervertheilung der eine Sohn Herr wird, während die andern Kinder, wenn sie sich nicht gut verheirathen oder durch sonstige Glücksfälle etwas erwerben, in dürftigen, abhängigen Verhältnissen leben müssen.

Das Sprüchwort:

„De Buur hett man een ächt Kind, de annern sind alle Hoorkinner.“

habe ich sehr häufig mit dem tiefsten Ingrimme von den sogenannten Abfindlingen aussprechen hören. Auch die Eltern sprechen sich wohl darüber aus, wie hart es sei, daß eins ihrer Kin-

*) Wir wollen das Schreiben, das Aufnehmen des Testaments nur unterlassen.

der vier Fünftheile ihres Vermögens erbt, während alle andern zusammen nur ein Fünftheil unter sich zu theilen haben.

'T is mal nich anners!" so tröstet man sich.

Und obwohl viele Eltern es einsehen, welch Unrecht den andern Kindern durch diese Ungleichheit der Erbtheile geschieht, und recht viele wünschen, daß es anders sein mögte, so wagen doch nur sehr wenige, diese durch die Sitte geheiligte Ungerechtigkeit dadurch auszugleichen, daß sie durch testamentarische Verfügungen denen ihrer Kinder, die nicht Stammeserben sind, allerlei Vortheile zukommen lassen. Das Herkommen will's, daß der Erbe den Glanz der Familie aufrechthalte. Um das Bestreben des Landmannes zu bezeichnen, seinem Erben das Besitzthum gut abgerundet, und in vollem Glanze zu erhalten, erzählt man sich wohl folgendes Geschichtchen:

Ein Hausmann *), so heißt der Besitzer einer großen, geschlossenen Landstelle, rief einst, als er den Tod herannahen fühlte, seinen Sohn, den Erben seines Gutes, an sein Krankenlager. —

„Du mußt," sagte der alte zu dem Sohne, „dem Nachbar die große Wiese zurückgeben; ich

*) Die Landleute selbst nennen den Hausmann „Buer." Ick bin 'n Buer, sagt er selbst mit Stolz. Use Buer sagen Dienstboten und Heuerleute; in 't Dorp wohnt man veer Buern, de annern sind all lütje Lü.

kann nur ruhig sterben, wenn ich weiß, daß das geschieht. — Denn sieh, mein Sohn, ich will es Dir gestehen, ich habe damals in dem Processe die Wiese durch einen falschen Eid gewonnen."

„Wat," sagte der Sohn, von Schrecken bleich, „de grote Wisch bi de Bäke? — de kän't wi bi de Stä jo gar nich missen *)!"

Stumm nickend bejahte der Alte die ernste Frage.

„Wat," wiederholte der Sohn, „de grote Wisch? — Aber wat kann 't helpen," fügte er hinzu; „wenn Ji kin Ruh to starben hebbt, denn weg damit!" —

„Nä," erwiederte der Alte, „'t geit doch nich. Missen kannst de Wisch bi de Stä nich; it is nu de beste in 't ganze Kaspel (Kirchspiel) unn is de Wisch daraww, denn is se schändt — denn mußt Du Wischland to hüren (pachten). Weeßt Du wat, min Jung," fuhr der Alte nach langem ernsten Stillschweigen tiefseufzend fort: „Behol **) de Wisch, min arme Seele mag sehn, wo se rakt ***)."

Jedoch sind mir im Laufe der letzten Jahre wiederholt Aeußerungen von Seiten der Eltern zu Ohren gekommen, die den festen Entschluß ausdrücken, sich gegen die Sitte aufzulehnen: „Lat usen Hinnerk

*) Die große Wiese bei dem Bach; die können wir ja gar nicht bei der Landstelle entbehren.
**) Behalte die Wiese.
***) Wie sie fährt.

mann 'n bäten slaven, dat deit em nicks. Un wat frag ick denn na 'n Nasnack, wen'k dot bin *)."

III.

Ehrlichkeit, Biederkeit und grader Sinn sind die Grundzüge deutschen Wesens, und so weit die deutsche Zunge klingt, fehlen diese Tugenden nicht; aber das weiß ich gewiß, kein deutscher Stamm hat mehr von dem, was man Rechtlichkeit nennt, als der Bewohner des alten Herzogthums Oldenburg. — Dieselben hochdeutschen Sprüchwörter, die Ehrlichkeit predigen: „Ehrliche Hand, geht durch's ganze Land." „Ehrlich währt am längsten" u. s. w. u. s. w. finden sich alle in unserm Plattdeutsch, und eben so haben fast alle, die vor dem Lügen warnen, einen plattdeutschen Bruden, z. B.: „Lügen haben kurze Beine." „Wer lügt, betrügt; wer betrügt, stiehlt, und wer stiehlt kömmt an den Galgen." Aecht Plattdeutsch aber ist:

„Du bist von de erste Läge nich basten" (geborsten). Eine wie tiefe Erbitterung gegen die Lüge und den

*) Mag sich unser Heinrich, der Stammerbe, nur ein wenig quälen, damit er sich die Landstelle erhält; was frage ich denn danach, was die Leute nach meinem Tode darüber sprechen.

Lügner liegt nicht in diesem Worte? — Eben so sind auch die Sprüchwörter, die den Diebstahl brandmarken, in unserem Plattdeutsch; aber ihm eigenthümlich ist wohl:

„Stellt min Broer, so hankt 'n Deew.“

Das Wort drückt eine tiefe, innige Verachtung gegen den Dieb aus, einen Groll, der kein Erbarmen kennt; selbst den eignen Bruder mag man, ohne Rücksicht auf die Familienehre, die doch nach dem geheiligten Sprüchwort:

„Wer sin Näse schändt,
schändt sin Angesicht.“

in allen Fällen möglichst geschützt werden muß, einen Dieb nennen, und ihn als solchen bestrafen, wenn er sich so weit vergessen hat. —

Mit dem ehrlichen, graden Sinne verbindet sich bei dem Oldenburger ein ehrliches, grades, aber recht derbes Wesen, das alle äußere Höflichkeitsformen verschmäht, und zwar bis zu einem Grade, daß wir denen, die aus der Fremde zu uns kommen, zuweilen etwas gar ungeschlacht erscheinen; und namentlich können sich die höfliche Sachsen, wenn ein ungünstiger Himmel sie an unser nebliches Gestade verschlägt, in dies unfreundliche Wesen niemals hineinfinden. Das hochdeutsche: „Hut in der Hand, geht durch's ganze Land,“ kennen wir hier nicht. Unser Bauer lüftet wohl mal den Hut, er hält ihn aber vor keinem Menschen lange in der Hand, und

eben so wenig verneigt er sich vor irgend einem Menschen auf Erden; er hat Gottlob noch nicht gelernt, einen krummen Rücken zu machen. Ihm ist das Sprüchwort:

„Wer to frendlich is, hat eenen betragen oder will eenen betregen.“

ein Wahrwort!

„Kuhle in de Backen,
Schelm in Nacken!“ —

Er traut dem nicht, der ihm immer ein Grübchen in den Wangen, das heißt, ein freundlich lächelnd Gesicht zeigt.

Obwohl dem Oldenburger jede Aeußerung von zu gefälliger Freundlichkeit zuwider ist, so kennt sein Sprüchwort doch wohl die Macht der Schmeichelei, namentlich die der Frau dem kräftigen Manne gegegenüber:

„Mit Eien *) unn Kleien **) kann man woll 'n Bullen an de Grund kriegen.“

Dem graden Sinne unseres Landmannes entspricht auch ein strenges Festhalten dessen, was für Recht gehalten wird. Jedem werde sein Recht und Jeder wahre sein Recht, soweit es der Sitte, dem Gesetze und dem Herkommen nach Recht ist.

---

*) Eien oder eiken — liebkosend die Wange streicheln.
**) Sanft kratzen.

„Recht mot Recht bliwen.“

„Unrecht ward min Dage kin Recht.“

sind Kernsprüche, die ich unzählige Mal gehört habe. So spricht sich dies lebhafte Rechtsgefühl auch in den vielen plattdeutschen Rechtssprüchwörtern aus, die man alle Tage im Munde unserer Landleute hören kann, und die die hochdeutschredenden Städter, wenn sie nicht Juristen sind, gar nicht kennen. So wenig sie sich auch in das römische Recht und dessen krause Formen hineinfinden können, obwohl sie schon Jahrhunderte daran gelitten, so innig sind sie doch mit den alten Satzungen ihres angestammten Rechts vertraut; jeder irgend wohlhabende Landmann lernt von Kindesbeinen an alle diese Satzungen durch die Sprüchwörter:

„Heww ick kin Geneet, (Genuß)
heww ick kin Verdreet.“

„Waar een sin Good findt,
dar spreckt he 't an.“

„Hand mutt Hand wahren.“

„Länger Liw, länger Good.“

„Wer Schaden deit, moot Schaden bätern.“

„Koop breckt Hür.“

„'n Nodschlag kin Dodschlag.“

u. s. w. u. s. w.

Wie nun aber jede Tugend, wenn sie bis zur äußersten Spitze getrieben wird, grade in das Entgegengesetzte, in einen Fehler umschlägt, so wird auch sehr häufig aus diesem lebhaften Rechtsgefühl ein eigensinniges, bornirtes Festhalten dessen, was man für Recht hält. Wie oft sind nicht um ganz unbedeutende Streitobjecte unter Nachbarn, unter Familiengliedern die unversöhnlichsten Streitigkeiten hervorgerufen, die man bei dem ruhigen, phlegmatischen, wahrhaft gutmüthigen und gar nicht streitsüchtigen Wesen der oldenburgischen Landleute nicht hätte für möglich halten sollen; wie oft sind nicht durch diesen Rechtssinn die unseeligsten Processe um gar nichts hervorgerufen, die oft Jahre lang dauerten, ja durch mehrere Generationen sich durchschleppten, und nicht verglichen wurden, weil jede Parthei sagte:

„Ick will jo nicks, as min Recht!“

„Recht moot sin Gang hebben!“

und die Enkel grade so hartnäckig auf ihr Recht bestanden, als die Großväter.

Die hochdeutschen Sprüchwörter:

„Zuviel Recht ist Unrecht.“

„Besser Unrecht gelitten, als vor Gericht gestritten.“

„Rechten ist recht, aber unfreundlich“

haben im Plattdeutschen keine Brüder. —

„Recht moot sin Gang hebben! —“

In den letzten Jahren hat sich Gott sei Dank!

die Proceßsucht in unserem Lande fast ganz verloren. Es werden jetzt mit jedem Jahre die Narren seltner, die sich ohne Noth an die Gerichte wenden, um für ihr schweres Geld zu erfahren, was heute im 19. Jahrhundert bei uns in einer Sache Rechtens sei; an die Gerichte wenden, deren Richter fern von allen Bewegungen des Lebens nur mit dem Papier verkehren, und das Recht finden wollen und müssen aus einem vermoderten Gesetzbuche, das vor fast 2000 Jahren bei einem Volke Geltung hatte, das in allen Lebensverhältnissen himmelweit von uns verschieden war.

„Glaube mir," sagte mir einst einer meiner juristischen Freunde, „es wäre in den meisten juristischen Streitfragen viel vernünftiger, wenn die Leute um ihr Recht würfelten, als daß sie sich an uns wenden."

Wie früh indeß dieser Sinn für das, was Recht ist in uns Oldenburgern erwacht, merke ich, wenn ich nur aus meinem Fenster dem Murmelspiel der Knaben auf der Straße zuschaue. — Von Zeit zu Zeit wird der stille nordische Ernst, mit dem das Spiel betrieben wird, durch einen lauten Wortwechsel unterbrochen, der wie ein Zanken aussieht; indeß kömmt es meistens nicht zum Streiten, da dies in der Regel dadurch verhütet wird, daß einer der grade anwesenden, unpartheiischen Zuschauer den Rath ertheilt:

„Smit *) wedder um; wat Recht is, kummt Recht wedder“ (wieder)

und die Spieler ohne Murren dem Rathe folgen, indem sie ausrufen:

„Man to, wat Recht is, kummt Recht wedder“ (wieder).

Zuweilen ereignet es sich freilich, daß irgend ein Kwesenkopf **) sich mit dem Gottesausspruche des zweiten Wurfes noch nicht beruhigt

„Dreemal is sin Recht!“

ruft er dann.

Sind die unpartheiischen Zuschauer zufällig derselben Ansicht, und geben sie durch stummes Kopfnicken diesem Ausspruche ihre Zustimmung, so unterwirft sich der andere Spieler, wenn auch mit Murren, dem dritten Wurfe. Daß aber ein oldenburgischer Straßenjunge sich je dem Ausspruche des dritten Wurfs widersetzt, davon ist bis jetzt noch kein Fall in den Annalen Oldenburgs notirt. Gegen diesen alten Rechtsgrundsatz appelliren, sich dem nicht unbedingt unterwerfen, wäre Auflehnen gegen alle Sitte, wäre ein Gewaltstreich, und würde sicher den thätlichen Unwillen aller, auch der nicht beim Spiel betheiligten Knaben hervorrufen.

---

*) Wirf noch einmal.

**) Querkopf. — Das Wort kömmt von Kwese, Quetschung, also einer, der den Kopf sich vor Eigensinn einrennt.

„Wie mochtest Du nun," fragte ich vergangenen Herbst meinen zehnjährigen Knaben, der ganz beschmutzt zu Hause gekommen war, „bei diesem abscheulichen Wetter vier ganze, lange Stunden auf der kothigen Straße Murmel spielen."

„Ich mochte zuletzt auch gar nicht mehr spielen," erwiederte der Kleine, „mich fror wie ein Schneider, und ich hätte schon gern zwei Stunden eher aufgehört. Ich konnte aber nicht, denn ich hatte gewonnen, und Fritz wollte erst sein Gut wieder haben."

„Wie?" fragte ich.

„Ja, sieh einmal, Vater! Eher durfte ich nicht aufhören zu spielen; denn der gewonnen hat, muß so lange spielen, wie der will, der verloren hat."

„Ach was," erwiederte ich; „kann man denn nicht aufhören, wenn man will. Fritz ist wohl stärker wie Du, und hat Dich zum längern Spiel gezwungen?"

„Nein, gewiß nicht, lieber Vater; ich kann Fritz wohl mit einer Hand über; aber ich durfte nicht aufhören, weil ich gewonnen hatte." —

Ich schüttelte ungläubig den Kopf. —

„Ja wirklich, Vater; das verstehst Du nicht; das ist so unser Recht beim Murmelspiel."

Wie oft habe ich nicht gehört, wenn sich ein Paar Knaben balgten, und ein Dritter einem der-

selben zu Hülfe kommen wollte, daß die Umstehenden ausriefen:

„Dat gelt nich;
Twe up een sind Mörner“ (Mörder).

Wenn der unberufene Helfer sich durch diesen Zuruf nicht abhalten läßt, dann weh ihm! — Er hat die ganze Schwere der Knabenjustiz zu fürchten.

„Et is mi nich um de Murmels, man um de Gerechtigkeit von't Spill“ (Spiel)

ist ein Sprüchwort, das nicht bloß von Knaben gebraucht wird, sondern auch im Munde Erwachsener nicht selten vorkommt.

Durch alle Classen der Bevölkerung unseres alten Herzogthums geht dieser ehrliche grade Sinn und mit ihm das lebhafteste Rechtsgefühl. Die natürliche Folge dieser Eigenschaften ist nicht allein die vollkommenste Rechtssicherheit, sondern auch das allgemeinste Vertrauen, daß diese hier besteht. Jeder, auch der Aermste weiß, daß er hier Recht bekommen kann!

„It is hier noch wol Recht to kriegen; it is kin Land von Gewalt, it is 'n Land von't Recht.“

„Wat eenen Recht is, is 'n Annern keen Unrecht.“

„Dat Recht is for Jedermann.“

Die hochdeutschen Sprüchwörter:

„Gunst geht vor Recht.“

„Geld wird nicht gehangen,“

und mehrere ähnliche, haben in unserm Plattdeutsch keine Brüder.

Vielleicht giebt es kein Land in der ganzen Welt, dessen Beamte so wenig der Bestechung zugänglich sind, kein Land, in dem die Bewohner so selten Bestechung versuchen, als grade unser altes Herzogthum Oldenburg.

Ich bin freilich auch hier schon mehrmals in die Nothwendigkeit versetzt, Anerbietungen von Geld und sonstigen Geschenken ablehnen zu müssen; aber wo in der Welt gäbe es denn auch einen Rekrutirungsarzt, der das nicht müßte. — Ich habe aber im alten Herzogthum fast niemals eigentlich bestochen werden sollen (was doch in unsern Münsterschen Kreisen so häufig in frühern Jahren bei mir versucht ist), so daß einer hoffte, durch Geschenke auf ungerechte Weise sich dem Militairdienste entziehn zu können. Die Leute, die mir ganz offen Anerbietungen machten, wollten nur dadurch bezwecken, daß ihrem Sohne oder Bruder, der wirklich krank war,

oder sonst einen Fehler hatte, eine größere Aufmerksamkeit von meiner Seite zugewendet und das betreffende Uebel sorgfältiger untersucht werde.

„Ick verlang't nich umsüst (umsonst)! — Ick will em for sine Moit (Mühe) en good, rejalig (reelles) Drinkgeld gewen!“

Und wenn ich nun das angebotene „Drinkgeld“ etwas unsanft abwehre, wird der, der mir's angeboten, ganz ängstlich und sagt beklommenen Herzens: „ick verlang jo nicks Unrechts, unn da dacht ick:

„For wat, hört wat,“
unn
„Umsüst is de Dod.“

Er will nur das Plus von Mühe, das er in Anspruch nimmt, vergüten. Der Landmann thut grundsatzmäßig nicht gern etwas umsonst, das heißt, ohne Aussicht auf naheliegenden Erfolg.

„Wenn de Buur nich moot,
Röhrt he nich Hand noch Foot,“

und da er überdieß die meisten Geschäfte der Staatsdiener für so eine Art Hofdienst hält, und nach seinem Sprüchwort:

„'T is kin gröter Sünn *) up de Welt, as wer sick in Hofdeenst in Sweet **) arbeit,“

und:

---

*) Sünde.
**) Schweiß.

„He geit *), as wenn't na'n Hofdeenst geit."

„Wer sich inn Hofdeenst to Dood quält, kummt nich innen Himmel,"

so denkt er, ich muß doch dem Angestellten die eifrige Pflichterfüllung, die mir zu gute kömmt, möglichst erleichtern, wie er durch Versprechen eines besondern „Beergeld" seine Arbeiter zur größern Thätigkeit anspornt.

Das Sprüchwort:

„Wer good schmeert,
Good fört **),"

das vorzüglich in Beziehung auf Anwälde gebraucht wird, hat auch keinen andern Sinn, als den, daß man durch Geschenke zu einer größern Thätigkeit antreiben müsse, wie der Wagen besser läuft, dessen Axe geschmiert ist. Denselben Sinn hat auch das Sprüchwort, das der Volksbote mittheilt:

„Up de Viglin ***) lett sick good spälen, sä de Affkat, do kreeg he'n Schinken."

Ich weiß aber kein hiesiges Sprüchwort, das den Rath ertheilt, sich die Gunst der Richter und Beamte durch Geschenke zu erwerben.

Das anderwärts vorkommende plattdeutsche Sprüchwort:

*) Geht.
**) Wer gut schmiert, fährt gut.
***) Auf der Violine läßt sich gut spielen.

„De ole Amtmann weer doch mit 'nen Buck
töfräden, disse will aber de ganze Harde *),"
habe ich bei uns niemals gehört.

Das Wort Luthers:

„Das Geld, was stumm ist,
Macht grade, was krumm ist,"

habe ich auch wohl mal im Plattdeutschen anwenden hören; doch wurde es dann nicht gebraucht, um anzudeuten, daß für Geld dem Rechte eine Nase zu drehen wäre, oder daß der Reiche immer Recht hätte, sondern nur dann, wenn ein verwachsenes, oder mit sonstigen Fehlern versehenes Frauenzimmer ihres Vermögens wegen geheirathet wurde.

Wenn unser Landmann auch nicht immer unbedingt der Intelligenz seiner Behörden vertraut,

„Ach de Heerens in de Stadt hebbt kinen Buurenverstand,"

so habe ich doch noch nie gehört, und ich hätte vielfach Gelegenheit dazu gehabt, daß Jemand an der Unpartheilichkeit, Ehrlichkeit oder Rechtlichkeit derselben gezweifelt hätte.

„De Schriftgelehrten, de Pennlicker, de Blackschiter, se weet nich, wat 'n Buuren deent" **).

Mit Leib und Seele hängen sie an alter Sitte und Gewohnheit und den dadurch begründeten Rechts-

---

*) Heerde.
**) Sie wissen nicht, was dem Bauer frommt.

verhältnissen; sie haben aber durchaus nicht einen ähnlichen Respect vor allen den neuen Verordnungen, durch die ihr Glück oft wider ihren Willen von oben her gegründet werden soll:

„'N sitten Ers kann doch väl bedenken"

ist das Sprüchwort, mit dem sie eine obrigkeitliche Anordnung kopfschüttelnd begrüßen, die ihren Ansichten widerstreitet.

Aus Anhänglichkeit an der angestammten Sitte sehen sie jeder Abänderung lang bestandener Verhältnisse mit Mißtrauen entgegen.

„Dat Nee is sellen wat Goes."

Wenn in einer Versammlung von Landleuten eine Anordnung in Vorschlag gebracht wird, die längst gefühlte Uebelstände mit größter Wahrscheinlichkeit aufheben wird, so wird diese doch schwer die Zustimmung der Landleute erhalten, wenn sie auch gar keine andere Gründe gegen dieselbe anführen können, als den:

„Dat Nee is sellen wat Goes; lat't us man
bin Oolen laten; min Vaer un min Grotvaer
sind der Kerls bi bläven" *).

Auch die unbedeutendsten Zugeständnisse sind schwer von ihnen freiwillig zu erlangen, wenn sie auch das

*) Das Neue ist selten was Gutes; bleiben wir beim Alten, mein Vater ist gut dabei gefahren.

Nützliche derselben einsehen; sie haben aber eine wahre Angst irgend mal „ja" zu sagen, wenn sie sehen, daß ihre Erklärung sofort zu Protocoll genommen werden soll:

„It kunn der woll'n Recht von weeren" *).

So hatte ein Prediger im vorigen Jahrhundert, als noch kein Gesetz den Schulzwang eingeführt hatte, die angesehensten Hausleute seines Kirchspiels bei sich versammelt, und ihnen dringend an's Herz gelegt, wie nöthig es zu dem Heile ihrer Kinder für diese und jene Welt sei, daß diese die Schule regelmäßig besuchten. Er hatte alle Anwesenden von der Nothwendigkeit des regelmäßigen Schulbesuchs überzeugt, und sie versprachen einstimmig, daß von nun an ihre Kinder vom November bis Ostern, wo es der ländlichen Arbeiten wenige giebt, ohne Unterbrechung zur Schule kommen sollten. Der Prediger erfreut über das Resultat seiner Beredtsamkeit, setzt sich gleich, als die Bauern sich entfernten, an den Schreibtisch, um dem Consistorium Bericht zu erstatten. Er wird in seiner Arbeit durch ein lautes Gespräch auf der Straße unterbrochen. Als er sich an's Fenster stellt, sieht er, daß einige hundert Schritt von der Pfarre an einem Kreuzwege der ganze Schwarm anhält und eine lebhafte Debatte führt. Nachdem diese eine ziemliche Weile gedauert hatte,

---

*) Werden.

macht die ganze Versammlung Kehrt und marschiert schnurstracks zur Pfarre zurück. — Sie erklären dem Prediger, daß ihr vorher gegebenes Versprechen sie reue, und daß sie es wieder zurücknehmen. Es wäre allerdings noch ihre Absicht, die Kinder während der Winterzeit regelmäßig die Schule besuchen zu lassen, indeß wollten sie das doch nicht förmlich versprechen:

„It kunn der woll'n Recht von weeren.“

„Wie wält ook nich hebben, dat he schrift.“

„Wat schrift, kliwwt *).“

So sehr nun unsere Landleute gegen jede neue höhere Anordnung schon deshalb vorher eingenommen sind, weil sie neu ist, so sehr ihnen auch eine obrigkeitliche Verfügung, an der sie vermöge ihres scharfen, praktischen Verstandes das etwaige Mangelhafte, Unzweckmäßige schnell herausfinden, unbequem erscheint, so fügen sie sich derselben doch immer mit der größten Bereitwilligkeit. Sie haben viel zu ruhigen Sinn, zu geringe männliche Thatkraft und zu wenig politische Bildung **), um sich irgendwie in Worten oder gar in Handlungen dagegen aufzulehnen.

*) Das Geschriebene haftet.

**) Dies gilt indeß nur von den Bewohnern der Geestdistrikte.

Sie trösten sich mit dem Sprüchwort:

„Heeren Gebot durt dree Dage un'ne Schuftid *).“

Sie hoffen, daß Verordnungen, die mit ihren bisherigen Lebensansichten in Widerspruch stehn, wie Spreu vor dem Winde vergehn.

Vor einer Reihe von Jahren fragte ein Bauer den Prediger, der nach damaligem Gebrauch so eben eine Verordnung von der Kanzel abgelesen hatte, beim Herausgehen aus der Kirche:

„Wo ist', Herr Pastor, is dat nu een von de Verordnungen, de holen weeren schall, oww nich?“

Die großen Buchstaben L. S. (loco sigilli) unter den Verordnungen bedeuten, wie der Volkswitz lehrt: „Lat slüren“ **). —

„Da hebbt se wedder in't Wäkenblatt 'n Lat slüren, säben Äle lang,“ das heißt, da haben sie wieder im Gesetzblatt eine sieben Ellen lange Verordnung, die ohne Wirkung bleibt, die alles beim Alten läßt. —

Ist eine Verordnung zu gebietrisch, zu drohend abgefaßt, beschränkt sie die individuelle Freiheit mehr, wie es den Landleuten nöthig scheint, flugs sind sie bei der Hand, sich mit einem Sprüchwort zu beruhigen:

---

*) Der Tag des Arbeiters hat drei Ruhepunkte, die Zeit des Frühstücks, des Mittags und des Vesperbrod's. Der Arbeitstag wird dadurch in vier gleiche Theile getheilt; ein solcher ¼ Tag heißt 'n Schuft.

**) Etwas unbemerkt, ungerügt hingehn lassen.

politisch unmündig sind. Aber wie lange wird es dauern, wenn nun endlich aus diesem Ahnen eine politische Einsicht wird, ehe sie den Willen und den Muth zeigen, den man heute im Jahre 1847, von jedem, der Staatsbürger sein will, zu fordern berechtigt ist. — Viel darf man nicht erwarten von einem Volksstamme, der kein eignes Wort für Muth hat und sich erst „Kurasch“ von den Franzosen borgen muß, und bei dem das Sprüchwort:

„Hart Wort kann 'n Kerl von de Bost *) holen,“ noch volle Geltung hat. — Wäre unser Oldenburg ein „Land von Gewalt und nicht von't Recht,“ wie grade umgekehrt das Sprüchwort lautet, ich meine, wäre die Regierung und deren Organe nicht durchweg billig, gerecht und vom besten Willen beseelt, wollte sie im Gegentheil mal vor dem Recht Gewalt gehen lassen, sie könnte es wahrlich recht weit treiben, eh die Stimme des Volks sich erhöbe. —

„Gewalt geht vor Recht!“

ist auch ein plattdeutsches Sprüchwort; aber in unserm Plattdeutsch haben wir keins, das dem Hochdeutschen

„Wer zur Gewalt schweigt, verliert sein Recht,“
„Wer altes Unrecht duldet, ladet neues in's Haus!“

zur Seite stände.

---

*) Mit einem harten Worte kann man sich einen Kerl vom Leibe halten.

IV.

Der Oldenburger ist, was ich schon früher mal besprochen habe, ganz ungewöhnlich maulfaul; ein Kreis von Landleuten sitzt oft schweigend um den Feuerheerd eine liebe, lange Weile, und kuckt unverwandt in die Gluth; hie und da trinkt mal einer einen Schluck Bier, ein Anderer stopft sich eine Pfeife, räuspert sich und spuckt von Zeit zu Zeit ins Feuer; aber Keiner spricht ein Wort! Die lautlose Stille wird hie und da nur durch ein aus dem Hintergrunde hervortönendes einzelnes Blöken der Kühe unterbrochen, die eben so wie die Männer lautlos unverwandt in die Gluth schauen. — Unsere Landleute amüsiren sich vortrefflich bei dieser Stille.

„He hett in Munn, as 'n Kattekerken *) in'n Steert“ **).

„He snackt as 'n Mettwurst, de an beiden Enne apen is,“ wird gar leicht von dem gesagt, der diese Stille oft unterbricht und zu viel redet; und besonders lästig ist's ihnen, wenn sie durch häufiges Fragen gezwungen werden, zu antworten.

„He fragt noch de Koh dat Kalf aww.“

Ueberdies ist dem Oldenburger, vermöge seines ruhigen Blutes jede laute, lärmende Aeußerung der Gefühle zuwider; der Schmerz, wie die Freude darf sich nur still äußern.

„Wat se weent, brukt se nich to pissen!“

*) Wörtlich Eichkatze, Eichhörnchen.

**) Schwanz.

„Se weent dröge *), as de Swine.“

Wer, ohne Branntwein getrunken zu haben, laut jubelt und jauchst, heißt ihm „’n ahnwäten **) Keerl,“ und ein solches Ueberströmen jugendlicher Lust verzeiht er nur den Kindern; die Erwachsenen, deren Heiterkeit sich lärmend äußert, oder die bei einer ernsten Unterhaltung laut werden, nennt das Sprüchwort Kinder:

„Bi’t Kinnerspill is ’t Schreien dat beste.“

Der lauten Fröhlichkeit und dem Singen folgt nach seinem Sprüchwort:

„De Vägels, de froh Morgens singt, halt Abends de Katte,“

der Kummer auf dem Fuße nach, und warnend ruft er denen, die laut jubeln, zu:

„Wahrt jo vor’n Achterklapp ***)!“

Wie man im Süden den Mann von Erziehung, von Bildung daran erkennt, daß er seine Rede mit weniger lebhaften Gestikulationen begleitet als der Ungebildete, daß er sich beherrscht und sich möglichst äußere Ruhe des Gesichts und des Körpers erzwingt, so glaube ich, kann man grade umgekehrt in unserm Norden den Mann von Bildung daran erkennen, daß er sich lebhafter ergriffen beim Reden zeigt, und daß das Auge und alle andern körperlichen Organe mit Theil nehmen an dem, was die Seele

*) Trocken.

**) Eigentlich unwissend, hier toll.

***) Hüthet Euch vor den Folgen.

bewegt. Unsere Bauern brauchen bei ihrem Reden weder Hand noch Arm, sie bewegen nicht Kopf noch Auge, kaum sieht man's ihrem Munde an, daß sie sprechen. Diese Theilnahmlosigkeit des Körpers an dem Treiben der Seele, diese ewig ruhige, graue Meeresfläche, die eine ununterbrochene Windesstille immer glatt erhält, die kein Sturm aufwühlt, kein Sonnenschein erhellt, ist's, die die Unterhaltung unserer Landleute, wenn sie auch noch so verständig ist, dem Fremden, der nicht von Jugend auf daran gewöhnt ist, so langweilig macht. —

Mehrere unserer Prediger, die auf dem Lande erzogen sind, erinnern dadurch an ihre ländliche Erziehung, daß kein Organ ihres Körpers an ihrem Reden Theil nimmt außer den Armen, die mechanisch wie die Arme eines Hampelmanns sich auf und abbewegen, und sichtlich nicht geistigen Impulsen folgen. — In Italien im Gegentheil geberdet sich der rohste Mönch am wahnsinnigsten auf der Kanzel. In Norddeutschland erkennt man auch, nebenbei bemerkt, die Juden an dem lebhaften Gestikuliren.

Aus den vorigen hier gegebenen Bemerkungen ist leicht zu sehen, daß dem Oldenburger alle geselligen Talente fehlen, daß er mehr auf das Leben im Hause und in der Familie angewiesen ist. Rechnet man zu diesem angebornen Mangel an geselligen Tugenden noch hinzu, daß wir in dem abgelegensten Winkel Deutschlands wohnen, fern von dem Verkehr

mit der Welt, daß unsere Landleute durch das Plattdeutsche gehindert sind, an dem geistigen Treiben der Zeit Theil zu nehmen, daß sie bislang kaum ahnen, daß es heut zu Tage Pflicht des Mannes sei, sich am Staatsleben zu betheiligen, dann wird man sich nicht wundern, daß sie noch so viel vom alt germanischen Familienleben bewahrt haben.

Während wir im Plattdeutschen kein Sprüchwort haben, das dem Hochdeutschen:

„Wenn wir nicht mit rathen,
Wollen wir auch nicht mit thaten,“

entspricht, haben wir dort eine wahre Fülle von Sprüchwörtern, die sich auf alle möglichen Verhältnisse des Haus- und Familienlebens beziehen, die ohne hochdeutsche Brüder sind, und einen wahren Schatz klarer Beobachtung und tiefer Lebensweisheit enthalten und auf's Bündigste beweisen, daß der beschränkte Kreis des Hauses einen großen Theil aller Interessen unserer Landleute fortnimmt.

Die Bauernhöfe auf der Geest liegen vereinzelt und abgeschlossen; vor dem Hause ist ein großer, umwallter, mit Eichen oder Buchen besetzter Platz, auf dem sich außer den großen Scheunen fast immer einige Heuerhäuser befinden; rings um das Gehöft liegen Felder und Wiesen; denn Dörfer, deren Häuser stadtähnlich an einander gereiht sind, giebt es im Herzogthum nur wenige; jeder einzelne Hof bildet

mit seinen Bewohnern eine Welt für sich, und diese Welt regiert mit Milde, jedoch mit fester Hand „use Oelst," so nennt die Frau, die Kinder, das Gesinde, ja selbst oft die Heuerleute auf dem Hofe, die einen großen Theil des Jahres beim Hausherrn im Tagelohn arbeiten, das Familienhaupt. Der Hausmann, der außerm Hause, und namentlich in der Stadt, sich so bescheiden zeigt, fühlt sich hier als Herr:

„Up sin Mestfahl*) hett de Hahn dat gröttste Recht!"

Ihm zur Seite leitet die Hausfrau selbstständig das Innere des Hauswesens — Küche, Wäsche, Milchwirthschaft, Kindererziehung; mischt sich der Hausherr in diese Angelegenheit, dann läuft er Gefahr, daß ihm die Redensart entgegengehalten wird:

„Snack anners! — Hest nicks to seggen; släppst achter!"

Die Frau muß ja wegen der Wartung der Kinder vorne schlafen. Sie, die so manche Nacht wegen der Kleinen durchwacht, während der Mann hinten liegt und schnarcht, kann verlangen, daß der Mann ihre Rechte achte.

„Wiser unn Sniggen,
Drägt är Hus uppen Rüggen."

Wie die Schnecke ihr Haus nicht verläßt, so soll auch die Hausfrau das ihrige nicht verlassen,

*) Düngerhaufen.

oder wenigstens die Sorge dafür mit sich nehmen. — In allen Angelegenheiten, die nicht das Innere des Hauswesens betreffen, gehorcht das Weib unbedingt dem Manne. Sie weiß und spricht es selbst aus, daß es der Frau nicht ansteht, in der Männer Angelegenheit mit einzureden.

„Wo'n Hahn is, da kreit kine Henne.“

„War'n Bäckse is, da gelt kin Wenke.“ (Weiberrock.)

„Mannshand baven.“

Die Herren Richter und Beamte werden es mir bezeugen, daß die Frauen unserer Landleute, so gescheidt sie auch sonst sein mögen, von allen Geld- und Rechtsverhältnissen unbegreiflich wenig wissen, verhältnißmäßig viel weniger, wie Städterinnen, obwohl grade umgekehrt die Männer auf dem Lande viel besser alle ihre Rechtsverhältnisse kennen, als die Städter.

Da der Mann in seiner kleinen Welt Herr sein muß, wenn die Wirthschaft ihren guten Gang gehn soll, so sagt das Sprüchwort:

„Is bäter 'n Kribbelkopp,
As 'n Dudeldopp.“

Denn obwohl Heftigkeit sehr gefürchtet und gescheut wird, so ist 'n Dudeldopp, das heißt, ein Mensch, der sich alles gefallen, sich ungestraft auf

der Nase herumspielen läßt, der ohne alle Energie ist, doch viel weniger werth, als ein Kribbelkopp. Mit dem Sprüchwort tröstet sich die Frau, die von der Heftigkeit des Mannes zu leiden hat; mit dem Sprüchwort wehrt sich das Mädchen, wenn ihr ein schafsmäßiger Mann aufgedrungen wird.

Die Dienstboten sind den Kindern des Hauses meistens ganz gleich gestellt;

„De deent, is so good, as de der lohnt.“

„De Brod ett is eben so good, as de't gifft.“

Sie gehören ganz mit zur Familie, und da ja auch die Kinder wohlhabender Landleute dienen, so haben alle dieselben Umgangsformen, und finden sich auf dem Lande die Scheidewände nicht, die anderswo den Herrn vom Diener trennen. Die Dienenden gehorchen dem „Oelsten“ willig, weil nichts von ihnen verlangt wird, als was sie zu leisten nach alter Sitte verpflichtet sind; und sollte eine Herrschaft etwas verlangen, das gegen den Gebrauch ist, dann würden sich die Dienstboten dem gewiß widersetzen, und die Herrschaft in ihre Schranken mit den Sprüchwörtern zurückweisen:

„Wer sick vor'n Pannkoken utgiwwt, ward der vor upfreten.“

„Wer sick vor'n Hund verhürt, moot Knaken fräten.“

Da sie wie Kinder im Hause gehalten werden, so

besteht oft noch ein freundschaftliches Verhältniß lange nachdem die Dienenden das Haus der Herrschaft verlassen und einen eignen Heerd gegründet haben.

Wunderbar lautlos spinnt sich der Haushalt eines Hausmanns von der Geest ab. Man kann sich stundenlang in einem solchen Hause, das doch viele Insassen hat, aufhalten, ohne daß man nur einmal ein Schwatzen, Lachen oder gar Singen hört, nur ganz selten unterbricht ein mit ruhiger, leiser Stimme gegebener Auftrag der Hausfrau an die Mägde die Stille. Zanken und Toben hört man hier nie; dem Oldenburger ist ein solches Lautwerden der Empfindungen, wie schon mal bemerkt, in der Seele zuwider. — Er nennt das laute Zanken bellen und blaffen, was also den Menschen dem Hunde ähnlich macht, und die Frau, von der es heißt: se blafft den ganzen Dag int Hus herum, ist im ganzen Dorfe sehr übel angeschrieben; von dem Manne aber, der viel und laut zankt, glaubt man, daß er ein Säufer oder daß sein Hauswesen nicht gut in in Ordnung sei, da man aus vielfacher Erfahrung weiß, daß mit einem zankenden Munde selten sich ein scharfes Auge, das über Kleineres das Große nicht übersieht, verbindet.

„De Hahn makt Oge to, wenn he kreit."

Den ruhig ausgesprochenen Tadel nimmt der Dienende ruhig hin; hingegen jedes laut hervorge-

stoßene Scheltwort erbittert ihn auf's höchste, da er gar nicht daran gewöhnt ist.

So läßt sich der Oldenburger höchst ungern antreiben, und aus seiner ruhigen Arbeitsweise herausbringen. Wenn ihm mal zugerufen wird: „spute Dich doch, daß Du fertig wirst, daß Du von der Sache abkömmst!“ dann antwortet er brummend:

„Ja! ick will maken, datt'k der von kam, har Jan seggt, da hing he sick upp! —“

„Roeg die, wenn di ook man schuppst!“

ruft man dem gar zu Langsamen zu.

Ich habe es schon bei einer andern Gelegenheit bemerkt, daß Fremde, die aus andern Theilen Deutschlands zu uns kommen, Anfangs fast nie mit unsern Dienstboten fertig werden können, und sehr häufig dieselben wegen Unfreundlichkeit, wegen Widerspenstigkeit, wegen Grobheit aus ihrem Dienste entlassen, während wir Oldenburger meistens sehr gut mit unserm Dienstpersonal zufrieden sind und es lange in unserm Hause behalten. — Die Fremden vermissen ungern ein höfliches, geschmeidiges Wesen, das unsern Landsleuten aller Stände fehlt, und überdies sind ihnen unsere Dienstboten nicht rasch, nicht rührig genug; denn wenn die Oldenburger auch stetig fleißig sind, so fehlt ihnen doch jede Behendigkeit. Der Fleiß ist ein ruhiger, bedachter, und

hat, dem Temperamente des Volks angemessen, nichts Uebereiltes; obwohl das deutsche Sprüchwort:

„Eile mit Weile“

im Plattdeutschen fehlt, so giebt es doch hier eine ganze Menge anderer Sprüchwörter, die der Langsamkeit das Wort reden, und jede Uebereilung widerrathen:

„Man moot nich eher springen, bitt man forn Graben steit.“

„Wat lange wart, ward good.“

„Alto hastig is quad“ (schlecht.)

„Allna gra kummt Jan in't Wamms“ *).

„Töw man, wer langsam geit, kummt ook mit“ **).

„Kamt wi vor Dage nich, so kam wi Morgen doch.“

„Stänen is halve Arbeit.“

„Mit Sinnigkeit ***) kann man woll'n Bullen melken.“

„'t hett all sin Tid, man't Flohfangen nich.“

„Gaanen Foot winnt“ †).

---

*) Wörtlich; allmälig kömmt Johann in die Jacke.
**) Wart nur, wer langsam geht, kommt auch mit.
***) Bedächtige Langsamkeit.
†) Gehender Fuß gewinnt.

„Et hett sich all mannich Minsch to'n Schelm (to'n Bädler) arbeit,"

nämlich dadurch, daß er sich durch übermäßige Arbeit krank gemacht hat und nun nichts mehr verdienen kann, oder auch dadurch, daß er bei einer großen Landwirthschaft statt verständig die Aufsicht zu führen, selbst mit arbeitet, während er an einer andern Stelle alles ohne Aufsicht läßt, und nicht an das Sprüchwort denkt:

„Een Dog arbeit mehr, as tein Hann."

„Leewer to'n Schelm slapen, as to'n Schelm arbeiten."

Diese Fülle der Sprüchwörter, die ein zu rasches Arbeiten widerrathen, würde allein hinreichend sein, uns, wenn wirs nicht schon wüßten, zu überzeugen, daß Langsamkeit im Wesen des Oldenburgers liegt. Unsere Landleute mögen es freilich wohl, daß ihren Dienstleuten die Arbeit rasch von der Hand geht, aber sie sehen immer doch den mit einigem Mißtrauen an, der gar zu eifrig arbeitet. Mir sagte mal ein Hausmann:

„Hooren un Deeve arbeit am besten."

„Ick kann bäter'n Nätler, as 'n Hibbler verdrägen,"

das heißt: ich mag lieber einen Menschen, der langsam an die Arbeit geht, und sie langsam fördert als einen Menschen, der immer rührig ist und angestrengt zu arbeiten scheint, und doch nichts schafft. —

Den meisten unserer Landsleute wird es eben so gehen, wie diesem Hausmanne. Diejenigen aber, die aus der Fremde zu uns kommen, mögen viel lieber „Hibbler“ als „Nädler“ um sich haben; ersterer giebt sich doch die Mühe, durch scheinbarem Diensteifer zu gefallen, während die Gleichgültigkeit und Langsamkeit des Letztern auf mangelnden Respect schließen läßt.

Die Fremden, durch die Langsamkeit der oldenburgischen Dienstboten erzürnt, versuchen es, durch lautes Antreiben dieselben in raschen Schritt zu bringen; erst nach mancher trüben Erfahrung lernen sie, daß ein solches Zanken grade das Entgegengesetzte bewirkt von dem, was es bewirken soll; je heftiger sie werden, desto mehr Trotz wird ihnen entgegengesetzt, desto langsamer und schlechter wird die Arbeit. Ich hörte mal, daß ein Ehepaar aus Süddeutschland laut auf ihr oldenburgisches Dienstmädchen los zankte; das Mädchen wurde feuerroth, hörte es aber noch eine lange Weile schweigend an, während sie mit der Arbeit inne hielt, und dadurch grade die beiden Alten noch mehr erzürnte. Endlich brach dem Mädchen die Geduld, sie ging hastig grade auf das Ehepaar zu, warf ihnen die Kleiderbürste vor die Füße mit dem Sprüchwort:

„Commandeert jo'n Hund und blafft sülvst!“

Ich schalte hier die Bemerkung ein, daß alle Officiere, die ich darüber gesprochen habe, einstimmig der Meinung sind, daß wenn ein oldenburgischer Soldat, der nicht betrunken ist, sich eines Subordinationsvergehen schuldig macht, fast immer nur der Vorgesetzte die Schuld trägt; das würde man gewiß nicht anzunehmen berechtigt sein, wenn süddeutsche Officiere die Oldenburger führten.

Doch kehren wir wieder zum Familienleben zurück! —

Bei dem ruhigen Sinne, dem phlegmatischen Temperamente unsrer Landleute giebt es unter ihnen verhältnißmäßig sehr wenig unglückliche Ehen. Das hochdeutsche Sprüchwort: „Ehestand, Wehestand," kennen wir hier nicht, und ebensowenig: Wer heirathet thut wohl, wer nicht heirathet, thut besser."

Dafür aber:

„Twee unner eene Däke, (Decke)
Leert bald eene Spräke."

Nur der Branntewein oder große Armuth bringen lauten Zwist zu Wege:

„Pack sleit sick, Pack vergeit sick."

Ich entsinne mich nicht, obwohl ich seit fast zwei Decennien mit den Landleuten täglich verkehre, und sie in ihren Häusern aufsuche, auch dann, wenn sie mich nicht vermuthen, daß ich jemals in einem einigermaßen wohlhabenden Hause bis jetzt auf lauten Zank

zwischen Eheleuten gestoßen bin; ja, mir sind diesen Augenblick auf dem Lande nur zwei Häuser bekannt, in denen, dem Gerüchte nach, die Eheleute in hellen Unfrieden leben. —

Das ostfriesische Sprüchwort:

„Erst Sunen (Küssen) unn Slabben,
Denn Hauen unn Krabben.“

kennen wir hier nicht.

Die Seltenheit des häuslichen Unfriedens ist besonders in den Gegenden ehrenwerth, wo der älteste Sohn Stammerbe ist. Dieser verheirathet sich nämlich sehr häufig, wenn die Eltern noch ganz rüstig sind, und ungeachtet der Sprüchwörter:

„Twe Froens up een Däl *),
Is eene to väl.“

„Manns Moer is Düwels Unnefor **).

„Wat de Düwel nich weet, dat weet 'n old Wif.“

„Twe vergaht sick ***),
Dree slat sick,“

wird der Frieden doch selten gestört; es besteht zwischen Schwiegermutter und Tochter fast immer ein gutes Verhältniß. Die oldenburgischen Weiber, von denen die Sprüchwörter sagen:

---

*) Zwei Frauen in einem Hause, ist eine zu viel.
**) Die Mutter des Mannes ist des Teufels Unterfutter.
***) Zwei vertragen sich, drei schlagen sich.

„Nimmst 'n bös Wif,
Krigst den Düwel upt Lief,"

und:

„Wär'n bös Wif het, de het den Düwel to'n Swager,"

scheinen doch nicht sehr häufig zu sein. —

Obwohl die Sprüchwörter:

„De lewen will sonner Pin,
Hö sick vor Steefkinner unn Wintersmin."

„De erst 'n Steefmoer hett, krigt ook bol 'n Steefvaer."

„It is nich ganz miß, harr de Jung seegt, da harr he na'n Hund smäten, unn sin Steefmoer rakt*),"

es anzudeuten scheinen, so wird doch bei uns der Frieden des Hauses sehr selten durch das Eintreten einer Stiefmutter in den Kreis der Familie gestört. Vermöge des ruhigen, verständigen Sinnes leben sich die ungleichsten Persönlichkeiten in einander hinein, und auf dem Lande erkennt man viel schwerer, wenn man ins Familienleben hineinsieht, was Stief-, was rechtes Kind ist, als in der Stadt. Auch die beste Stiefmutter hat einen schweren Stand; wie sie's auch macht, sie findet leicht Tadel; das Sprüchwort:

---

*) Getroffen.

„Steefmoer hett 'n langen Steert *), all trät der upp,“ erkennt die Schwierigkeit der Stellung billig an und weist den ungebührlich strengen Beurtheiler einer Stiefmutter zurück.

Das hochdeutsche Sprüchwort:

„Eigner Heerd
Ist Goldes werth“

fehlt im Plattdeutschen; es giebt hier sogar noch mehrere, die grade das Entgegengesetzte lehren:

„Fremmer Lü Brod fett good **).

„Nicks bäter, as sin Föt unner anner Lü Disch to stäken ***).“

„In anner Lü Schötteln is alltid fetter;“ demungeachtet kömmt doch Ehelosigkeit auf dem Lande selten vor und nur die Brüder großer Stellbesitzer, die nicht Kraft genug in sich fühlen, sich eine Existenz außerhalb des wohlhabenden Hauses zu erringen, bleiben öftrer ledig. Alte Jungfern — auf dem Lande ist übrigens ein Mädchen von sechs und dreißig noch keine alte Jungfer — kommen auf den Geesten, wenn man die ganz schwächlichen, kränklichen, arbeitsunfähigen Mädchen abrechnet, fast gar nicht vor.

*) Schwanz.
**) Fremder Leute Brod nährt gut.
***) Nichts besser, als seine Füße unter anderer Leute Tisch zu stecken.

Und selbst recht bejahrte Jungfrauen, die in der Stadt schon vor zehn Jahren verdrießlich geworden wären, sind ganz guten Muths; denn, trösten sie sich:

„It is noch Nümms äwerbläben“ *).

Und wahr ists, auf dem Lande bleibt fast gar keine über; unter meiner sehr zahlreichen ländlichen Bekanntschaft sind nur ganz wenige arbeitsfähige alte Jungfern, und wenn ich mich erkundigte nach den Gründen der Ehelosigkeit, so hat es diesen Mädchen nie an Gelegenheit gefehlt zu heirathen; sie waren als zur Aristokratie gehörig nur zu körsch — sie wollten nur einen, „de watt hett unn de watt lett!“ — (zu wählerisch; der etwas hat und der nach etwas aussieht.) —

Vielleicht ist der Umstand, daß die ältern Leute und namentlich die Wittwer sich durch das Sprüchwort:

„Ole Kerls unn junge Wiwen,
Giwwt väl Kinner unn väl Kiwen,“

warnen lassen (denn in gewissen Jahren fürchtet man nichts mehr als Kinderwiegen und Zanken), Schuld daran, daß so gut wie gar keine alte Jungfrauen übrig bleiben und daß das Sprüchwort: „Is kin Pott so scheef, ’t paßt der ’n Deckel upp.“ ein Wahrwort ist, und zwar im strengsten Sinne des Worts; denn selbst die Verwachsenen, wenn sie

*) Es ist noch Niemand übrig geblieben.

sonst nur gesunde Knochen haben, das heißt arbeiten können, finden in irgend einem alten Wittwer ihren Abnehmer, der sich selbst dann verhöhnend, auf den Höcker oder das schiefe Bein seiner Zukünftigen anspielend, sagt:

„'N bäten scheef hett Godd leew.“

„Jung gefreit hat noch Niemand gereut,“ hat keinen plattdeutschen Bruder; die plattdeutschen Sprüchwörter rathen grade das Gegentheil:

„It is noch Nümms to late *) kamen.“

„Kinner in Peen,
Wält de all freen?“

„De freen will, mutt erst utdenen.“

Und daß wir auf unsern Geesten noch so wenig Armuth haben, verdanken wir großen Theils dem Umstand, daß unsere verständigen Landleute der ärmeren Classe dem Rathe dieser Sprüchwörter nachleben; Knecht und Magd heirathen auf der Geest nur dann, wenn sie sich so viel verdient haben, daß sie sich das Nothwendigste zur Einrichtung eines neuen Haushalts anschaffen können, und ihr ruhiges Blut macht verhältnißmäßig sehr selten eine übereilte Heirath nöthig.

Das Elend der arbeitenden Classen der Marschen

---

*) Zu spät.

hat gewiß seinen Hauptgrund in dem leichtsinnigen Heirathen der jungen Leute, die ihren großen Lohn verschwenden und nicht warten, bis sie sich Bett und Kuh verdient haben. In der Marsch kömmt die Redensart vor:

„Schä wi use Plünnen tosamen smiten *)? —
Jan wä wi? — Gesche lat us!“ —

und dann heißt es weiter:

„De Jungfer is Brut,
Aer Für geit ut,
Aer Elend geit an.“

Auf der Geest gilt es, wie gesagt, für kein Glück, wenn Jemand eine junge Frau heimführt; man hält es hier für eine Art Unbesonnenheit. —

„De Kinner winnt **), moot Kinner holen.“

„Jung Wif giwwt Tidvertriw,“

sagt der Vater tadelnd zu seinem Sohne; denn Zeitvertreib, dessen bedarf der Geestbewohner nicht; er muß im Schweiße seines Angesichts seinem undankbaren Boden den Unterhalt abringen; er braucht ein Weib, das ihm arbeiten hilft, und keins, das ihm die Zeit vertreibt, das heißt, ihn noch dazu von der Arbeit abhält.

*) Wollen wir unsere Lumpen zusammenwerfen?

**) Miethet — dies Sprüchwort wird meistens in Bezug auf Dienstboten gebraucht, doch auch nicht selten auf zu junge Frauen.

Aeußere Schönheit hat eben so wenig Aussicht, leicht Freier anzulocken, als Jugend. Es heißt freilich:

„Moi Wif, moi Für, moi Puus
Is 'n Sierrath for't Huus."

Aber wie man eine schöne Katze leicht entbehrt, so auch eine schöne Frau.

„Man kann von de Moigkeit nich satt weeren."

„Dat Doge will ook watt hebben, harr blinne Harm seggt, da freed he na'n moi Deern."

Freit mal einer ausnahmsweise ein schönes Mädchen und opfert dagegen andere Vortheile auf, so sagt das Sprüchwort gleichsam verhöhnend:

„He hett der'n Wif an,
Ick heww der'n Kik an."

Der Narr da, heißt das, hat alle Uebelstände zu ertragen, die mit einem schönen Weibe verknüpft sind; das vorzüglichste Vergnügen, das schöne Weib anzusehen, kann er mir doch nicht nehmen.

Im Plattdeutschen giebt es kein Wort für erziehen; die Kinder werden aufgezogen (uptrecken), wie Kälber und Füllen

„'T is so bald dahn mit 'n Minschen, unn he hett doch so väl kost uptotrecken."

Die Menge der Sprüchwörter, die auf die Noth-

wendigkeit einer zweckmäßigen Ernährung der Kinder hinweisen:

„Kinner unn Kalwer är Deel,
Denn holt se Buuk unn Back heel.“

„Kinner unn Kalwer Maat möt ool Lü wäten.“

„'T wart kin Fräter geboren, he ward der to makt,“ zeigen, wie wichtig ihnen das Aufziehen der Kinder erscheint; indeß alle diese Sprüchwörter, so sehr auch die Richtigkeit derselben eingesehen wird, helfen wenig. „Man kann doch de armen Wurms nich smachten laten, wenn se na Brod schreit,“ ist gewöhnlich die Antwort, die die weiche Mutter dem Arzte giebt, der den Rath ertheilt, den Kindern den Brodkorb höher zu hängen. Selten ist die Mutter, die den Kindern, die noch über Hunger klagen, wenn sie schon eine reichliche Portion bekommen haben, zuruft:

„'T wart ook mal 'n Sack to bunnen, de nich vull is!“

Die meisten meinen genug gethan zu haben, wenn sie ihre Gesundheitsregel:

„Fleesch watt,
Brod satt!“

befolgen; und dann haben sie häufig genug Gelegenheit zu sagen:

„De Pott is vull.“

Die Mütter fürchten, wenn sie dem Kinde nicht

immer reichlich zustopfen, daß es mager wird; denn nichts ist den Frauen auf dem Lande unangenehmer, als magere Kinder zu haben. Bei den Schutzblatterimpfungen, wo die vielen zusammenkommende Kinder zur Vergleichung Gelegenheit geben, zeigt die Mutter, die das fetteste Kind hat, mit wahrem Stolze den neidischen Nachbarinnen ihren Sprößling.

„Datt Kind hett sich mächtig bätert! *)“

Der Landmann, dem beim Aufziehn des Vieh's das Fettwerden eine so wichtige Sache ist, bezeichnet mit dem einem Wort „sick bätern,“ sowohl das Fettwerden, als auch das Tugendhafterwerden.

„He bätert sick upt Oller, as de Winterswin,“ hat den Doppelsinn: er wird in seinen alten Tagen fetter oder ein tugendhafter Mensch.

So sagte umgekehrt kürzlich ein Fischer in meinem Hause, der seine fetten Aale anpreisen wollte:

„Dat sind tugendhafte Aale, de kann Se upp Globen nehmen.“

Die Begriffe fett und tugendhaft liegen demnach nicht weit auseinander.

„Nin Kind ward grot sunner Bulen“ (ohne Beulen),“

---

*) Hat sich ungemein gebessert, das heißt ist stärker geworden.

so lautet das Trostwort, wenn mal die Kinder, die die viel beschäftigte Mutter nicht immer unter Augen haben kann, zu Schaden kommen.

Obwohl nun unsere Landleute kein Wort für Erziehung haben, und auch wirklich nicht viel an der Erziehung thun, so schlagen ihnen ihre Kinder meistens doch sehr gut ein. Das gute Beispiel gilt ihnen mit Recht für die beste Erziehung. Mit dem Worte:

„Se seht nicks Goes vorr sick!“

werden d i e Kinder beklagt und ihr sicheres Schlechtwerden vorhergesagt, deren Eltern ihnen ein schlechtes Beispiel geben.

Indeß hat das plattdeutsche Sprüchwort auch die Beobachtung nicht unbemerkt gelassen, daß einzelne hervorstechende Eigenschaften, die den Kindern unangenehm auffallen an den Eltern, bei ersteren öfterer in die entgegengesetzten Untugenden umschlagen:

„Upp 'n Erwarfer,
Kummt 'n Verdarwer.“

„Swippeers Moder giwwt fuuleers Dochter,
Sitteers Moder giwwt lichteers Dochter!“

Die Weisheit auf der Straße weiß hier auch, daß Kinder oft dann noch gut einschlagen, wenn es auch den Anschein hat, als wären sie verloren, daß

Eltern bei Kindern, deren Kern gut ist, nie zu verzweifeln brauchen.

„Nümms dränk sin Kinner aww; he weet nich, wat der ut weeren kann.“

Ich erwähne hier beiläufig, daß ich sowohl in der Stadt, wie auf dem Lande, öftrer die Ansicht habe aussprechen hören, daß es ein günstiges Vorzeichen des künftigen Wohlergehens sei, wenn Kinder Läuse haben. Das Sprüchwort:

„Jung, hest Lüse, sä mi Moer, kannst noch mal 'n groot Beest weeren,“

spottet freilich dieses Glaubens, bestätigt aber das Vorhandensein desselben. — Daß das Läusehaben bei Kindern hier allgemein für ein Zeichen von Gesundheit gehalten wird, das wird jeder oldenburgische Arzt mir bezeugen können. Wie oft habe ich nicht die Klage gehört: „wenn use Gerd doch man wedder brödde!“ *)

Ungeachtet, daß es einige plattdeutsche Sprüchwörter giebt, die auf eine strenge Zucht hinweisen:

„Kinner von Willen,
Krigt wecke vor de Billen.“

„Wast de Hund, de Knüppel wast ook,“

so lieben unsere Landleute doch in ihrer Erziehung

---

*) Brütete.

die Strenge nicht, und namentlich schlagen sie nicht gern; ihre Kinder haben auch selten eine ernste Züchtigung nöthig; die werden verständig geboren. Auch dem Schullehrer verzeiht man's nicht, wenn er die Kinder schlägt. „Dat's 'n butten Keerl" heißt es dann im ganzen Dorfe. Empört darüber, daß ihre Kinder geschlagen werden, glauben sie leicht, daß der Lehrer bei seinem Strafen andere Gründe habe, als das Wohl seiner Schüler.

Ich unterhielt mich mal mit einem Hausmann auf seiner Hausflur, als der Sohn desselben, ein achtjähriger Knabe, weinend eintrat.

Was fehlt Dir? fragten alle.

„De Mester sitt jümmer upp mi to verbinnen!"

„Gesche!" sagte der Hausherr ruhig, sich an seine Frau wendend, „is all acht Dage her, dat wi schlacht hebbt, un noch hett de Mester kin Wust krägen *); giww se doch Morn **) Jan mit!

Auf dem Lande wird das Alter geehrt und seinem Rathe gehört:

„Man kann 'n Olen woll aflopen, aber nich utraden" ***).

Man trägt seine Schwächen mit Geduld:

---

*) Wurst bekommen.

**) Morgen.

***) Man kann wohl besser laufen, aber nicht bessern Rath ertheilen.

„Kinner spält gern,
Ole Lü nält gern!“ *)

sagt entschuldigend der Landmann, wenn die Alten schwatzen.

Aber hat der Alte das Regiment seines Hauswesens mal abgegeben, dann tritt der Sohn in alle seine Herrscherrechte; man ehrt in dem ersten wohl noch den rathenden, man duldet wohl den alten, schwatzenden Mann; aber zu gebieten hat er nichts mehr. Da ihm die Macht fehlt, wendet sich das ganze Haus dem neuen Herrn zu, und der Alte sieht sich da verlassen, wo er früher geherrscht hat. Er hat dann gewiß gar manches Mal Gelegenheit, die Wahrheit der Sprüchwörter:

„Man moot sick nich eher uttrecken, bitt man to Bedde geit.“

„Man moot den Läpel (Löffel) nich ehr dallegen, bitt man satt is,“

tief zu empfinden.

„It is schlimm,“ sagte mir mal so ein Alter, „wenn man sick in sin eegen Huse to Doe foorn **) laten mutt.

---

*) Alte Leute schwatzen gern. Nälen heißt aber auch, geschäftig sein ohne etwas zu schaffen.

**) Zum Tode füttern lassen muß.

Eh ich diese kleine Abhandlung schließe, sei es mir vergönnt, noch einen Blick auf die Juden zu werfen, die zurückgedrängt von aller Theilnahme am Staatsleben, und obwohl unter Christen wohnend, doch von jedem innigen Verkehr mit ihnen ausgeschlossen sind, sich ähnlich wie unsere Landsleute mehr auf das Leben im Hause und in der Familie beschränken. Auch bei ihnen finden sich eine Menge treffender Sprüchwörter, die in Beziehung zu allen Verhältnissen des Familienlebens stehn, und die außerhalb jüdischer Kreise nicht vorkommen z. B.:

„Ist Deine Frau auch noch so klein, bücke Dich, um ihren Rath zu hören.“

und aus dem Munde einer jüdischen Mutter hörte ich kürzlich:

„Verheirathe ich eine Tochter, dann gewinne ich ein Kind, verheirathe ich einen Sohn, dann verliere ich ein Kind.“

Die jüdischen Sprüchwörter sind, weil das Volk viel wärmeres Blut hat, wie die kalten Nordländer, selbstredend viel inniger; sie drücken eine viel größere Liebe für die Kinder, und wiederum eine viel größere Verehrung dieser vor den Eltern aus, wie die plattdeutschen Sprüchwörter. — Die Juden bedürfen der Warnung nicht:

„Man mot sick nich ehr uttrecken, bitt man to Bedde geit!“

Denn wenn ein jüdischer Vater wirklich so dumm gewesen wäre, das zu thun, der Sohn würde doch nie des Gebots: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß Du lange lebest auf Erden," vergessen. Ein Sprüchwort, wie:

„Oln Keerl unn olt Pärd
Sind kine Bohne wert.
Ole Froh unn ole Koh
Da hört een noch wat von to" *).

oder ein Scherzwort, wie:

„Grillen, harr Göke seggt, da kreeg he sin Moer vor'n Ploog,"

können bei einem Volksstamme nicht vorkommen, bei dem das Sprüchwort volle Geltung hat:

„Graues Haar ist die Krone des Alters!"

die Krone, der Jeder Achtung und Ehrfurcht schuldet.

„Wenn min Vaer von Dage oder Morn starvt," sagt unser Landmann; „wenn mein Vater, Gott verhüte es, nach hundert Jahreg sterben sollte," sagt der Jude.

„Kinder sind Gottes Segen,"

sagt nach dem Psalmisten das jüdische Sprüchwort;

„Kinner sind Hinner" **)

und

---

*) Die alte Frau kann im Hause noch durch die Aufsicht über die Kinder und durch andere häusliche Geschäfte nützen; für den schwachen, alten Mann findet sich im Landhaushalt wenig Nützliches zu thun.

**) Hindernisse.

„Wo watt is, da spillt *) watt, harr Gesche
seggt, harrs twe Kinner hatt unn een weer davon sturwen,“

heißt's im Plattdeutschen.

Doch ohne ungerecht zu sein, darf ich hier nicht unerwähnt lassen, daß unter der minder wohlhabenden Bevölkerung unsres Landes die Kinder, wenn ihnen auch die Innigkeit der Juden, die tiefe orientalische Verehrung des Alters fehlt, meistens doch große Opfer bringen, ihre alten Eltern zu ernähren, und sich schwer dazu entschließen, diese der Schmach auszusetzen, Unterstützung aus Armenmitteln annehmen zu müssen; in der Erfüllung der Kindespflichten beschämt der Arme den Reichen gar oft. — Der Arme, der mit sauerer Mühe seine Kinder auferzogen hat, darf sich getrost auf ihre Hülfe verlassen; denn:

„Kinner is 't best Aewerwinnst.“

Sind die erst groß, dann brauchen die Eltern sich nicht mehr so zu quälen; ihre Kinder gewähren ihnen eine Rente, die nicht minder sicher ist, wie die von einem ersparten Capitale.

Bei den Schauspielern, denen auch häufig genug andere Kreise verschlossen sind, stößt man auch sehr selten auf Kinder, die nicht treu und voll Aufopferung die Pflichten gegen ihre Eltern erfüllen.

---

*) Verschüttet.

„Froens Dot unn Ellbagens Stoot deit like weh,“ das heißt: der Tod der Frau ist im ersten Augenblick wohl sehr unangenehm; doch der Schmerz verliert sich rasch, und die kleine Unannehmlichkeit ist schnell vergessen.

„Froh uppen Disch *),
Geld in de Kist“

(durch die Aussteuer der zweiten Frau) ist ein anderes plattdeutsches Sprüchwort.

„Dat sünt sin Nücken (Kneep) **), harr de Hattersche seggt, da leeg är Mann uppt Starben.“

Der Jude sagt:

„Wen Gott straft, dem nimmt er die Frau!“

---

*) Frau auf dem Todtenlager.
**) Launen, Kniffe.

V.

„Essen und trinken hält Leib und Seele zusammen.“

Das ist ein ächt deutsches Sprüchwort und die Deutschen haben dem Sinne desselben stets so eifrig nachgelebt, daß sie bei allen südlichen Völkern Europa's seit undenklichen Zeiten in dem üblen Rufe der Gefräßigkeit und Völlerei stehen. Ich erinnere daran, daß die Franzosen, die im Ganzen so wenig deutsche Wörter in ihre Sprache aufgenommen haben, das Zechen im Saufgelage trinquer nennen. Das oben genannte Sprüchwort haben wir auch in unserm Plattdeutsch und zwar noch mit einem bekräftigenden Zusatze:

„Aeten unn Drinken holt Liw unn Seele tosamen, bäter as 'n isern Band.“

Glauben wir den hier vorkommenden Sprüchwörtern, so ist indeß das reichliche Essen hier zu Lande stets mehr in Ehren gehalten, als vieles Trinken und Zechen. — Es war in unserm Lande, wo der Wein fehlt und das Bier von jeher schlecht war, wie wir unten sehen werden, wohl nie rühmlich, ein großer Zecher zu sein, wie in andern Theilen Deutschlands, wo hochadliche Zecher auf den hohen

Burgen weit und breit berühmt waren. Die Unsitte geistige Getränke im Uebermaß zu genießen, ist bei uns nie in dem Maaße allgemein gewesen, wie in andern Theilen unseres Vaterlandes oder bei den andern nordischen Völkern Europas; der Säufer waren und sind doch immer nur einzelne. Gegen die ungeheure Zahl derjenigen, die z. B. in Baiern Hab und Gut und ihre Gesundheit im Biere vertrinken, ist die Zahl derer, die dasselbe hier in Branntwein thun, eine geringe; eigentliche Bierhäuser kommen hier fast gar nicht vor. So traf ich auch im großen Krankenhause in München eine unverhältnißmäßig große Zahl solcher Kranken, die in Folge des übermäßigen Biertrinkens einem frühen Tode verfallen waren. Ich will aber wahrlich damit nicht behaupten, daß die Mäßigkeitsvereine hier überflüssig sind und waren; sie haben viel gewirkt und haben noch genug zu wirken! — Aber im allgemeinen ist der Bewohner des alten Herzogthums zu verständig, zu nüchtern, zu wenig leidenschaftlich, als daß er sich von dem Branntweintrinken leicht so weit fortreißen ließe, daß er zum Thiere herabsinkt.

„In Korn oder Brannwin *),
Wer sick besuppt, de is 'n Swin!“

*) In Korn oder in französischen Branntwein — sei er reich oder arm, wer sich besäuft ist ein Schwein.

„Is de Brannwin in den Mann,
Is de Verstand in de Kann.“

Er kennt die Folgen der Trunkenheit zu gut, als daß er sich nicht durch sein Sprüchwort:

„Wat eener in dunen Mood anrörd, dat moot he in nöchtern wedder utsuuren,“

warnen ließe.

Nur die Beruhigung giebt das Sprüchwort dem Säufer, daß er nicht leicht zu Schaden kömmt:

„'N dunen Keerl unn 'n nöchtern Kalf fallt sick nich dot.“

Es giebt indeß kein plattdeutsches Sprüchwort, das zum Zechen auffordert, wie das hochdeutsche: „Der Wein erfreut des Menschen Herz.“ — „Wer nicht liebt Wein, Weib“ u. s. w. u. s. w. wenn man nicht das eine dafür nimmt:

„Water tärt,
Brannwin närt!“ —

Hier ist natürlich nur von dem mäßigen Genuß des Branntweins die Rede, den bekanntlich unser Landmann, trotz aller Versicherungen vom Gegentheil, noch immer für eben so nährend — das heißt gesund — hält, als er dem Genuß des klaren blanken Wassers tausend üble Folgen zuschreibt.

Das Sprüchwort:

„Uppen vullen Buuk steit 'n lustigen Kopp!“

ladet, da es einen Tadel einschließt, sicher nicht zum Trinken ein; es wird nur dann gebraucht, wenn

dem Ruhe liebenden Oldenburger das Toben der Betrunkenen zu arg wird; ihm hat das Wort „lustig," da ihm eine laute Fröhlichkeit nicht zusagt, eine unangenehme Nebenbedeutung.

Das Sprüchwort:

„'N dunen Keerl moot man mit 'n För Heu utwiken," hat, obwohl es ganz anders klingt, fast eine und dieselbe Bedeutung mit dem ebengenannten.

Der Oldenburger ist viel zu wenig gesellig, viel zu wenig mittheilsam, als daß ihm große Trinkgelage, die anderwärts zum übermäßigen Genuß geistiger Getränke verleiten, rechte Freude machen könnten. Ihm fehlt alles, was das gemeinsame Zechen erfreuend macht; er jubelt nicht laut, er singt nicht, ja er mag kaum sprechen, — ja nicht mal sprechen hören:

„Väl Spräken giwwt väl to tohören!"

„He snackt as 'n Mettwust, de an beiden Ennen apen is."

Wie wenig paßt ein Betrunkener zu dem lautlosen Kreise von Landleuten, die um das Feuer im Kruge sitzen, und warm Bier (heet und söt) trinken. —

Wenn man aber erst weiß, wie ungemüthlich meist in unsern Schnapshäusern der Branntwein getrunken wird, dann begreift man vollends gar nicht, wie hier Jemand zum Säufer werden kann; da sitzen die Gäste nicht, wie in Süddeutschland behaglich um den Tisch und benebeln sich ganz allmälig, während sie lebhaft kannegießern oder singen, nein,

hier bleiben die Gäste, auch in kalten Wintertagen, vor dem Schenktische auf der Hausflur stehen, und gießen schweigend den Branntwein hinunter.

Höher als das viele Trinken steht, wie schon bemerkt, unsern vielen Sprüchwörtern zu Folge, das Vielessen hier in Ehren; in dem Punkte sind wohl die Oldenburger die deutschesten Deutschen.

„De watt hett, de watt frett.“

„'T is bäter, dat de Buuk bast, as dat de Kost verdarwt — as dat den Wert *) wat schenkst.

„Ett watt Du magst, unn li wat der na kummt!“ (Wäre das nicht eine vortreffliche Inschrift in einem Zimmer, in dem eine solenne Kohlparthie abgehalten wird?)

„Frät to, 't is all Goddsgaw!“

„Watt hett man anners in de Welt, as datt, watt man mit de Täne davan ritt.“ —

„Dat's 'n annern Snack, as Jan kumm rinn unn ett watt.“

Unser Vetter, der Engländer, der auch ein dem unsrigen ähnliches Clima hat, scheint, nebenbei bemerkt, ebenfalls viel Gewicht auf reichliches Essen zu legen, wie wir. — Der nicht gehörig gefüllte englische Soldat schlägt sich bekanntlich sehr schlecht; wahrscheinlich wird unser oldenburgischer Soldat auch,

*) Wirth.

wenn er hungrig ist, kein großer Held sein! — In englischen Romanen, sowohl in denen aus der ältern, wie in denen aus der neuesten Zeit, wird alle paar Seiten ein Frühstück, ein Vesperbrod oder irgend ein sonstiges Essen mit großer Ausführlichkeit und mit sichtlichem Behagen beschrieben; während z. B. in französischen Romanen dergleichen fast gar nicht vorkömmt.

Unsere Landleute sind indeß keine eigentliche Leckermäuler. Wer das behauptet, der thäte ihnen großes Unrecht. Ihre Küche ist ungemein einfach; Gewürze außer Salz und wenigem Pfeffer werden gar nicht gebraucht. Essig, der in der mitteldeutschen Küche eine so große Rolle spielt, kömmt hier fast gar nicht vor; alle theilweise der französischen Küche entstammenden Speisen, Fleischsuppe, junges Gemüse, Fische, Geflügel, Braten, die in der Stadt doch von Zeit zu Zeit in jeder nicht armen Familie gegessen werden, ißt der wohlhabendste Landmann auf der Geest, der sie sich doch so leicht verschaffen könnte, fast gar nicht. So habe ich im vergangenen Sommer es erlebt, daß in einem reichen Hause, ganz in der Nähe der Stadt, die sonst ganz intelligente Frau eines kranken Hausmanns, dem ich junges Gemüse verordnet hatte, rechte Erbsen mit der Schale aufs Feuer gesetzt hatte, und sich ganz erstaunlich wunderte, „datt de Satans Dinger nich mär (mürbe) weeren wullen.“

Die Küche unserer Landleute ist seit Jahrhunderten ganz dieselbe geblieben, und die Zeit ist spurlos an ihr vorübergegangen. Alles Neue wird von der Hand gewiesen.

„Wat de Buur nich kennt, datt frett he nich!“

„Watt weet de Buur von Gurkensalat, den frett he mit de Meßforke.“

Der oldenburgische Landmann ist viel zu sparsam, viel zu verständig, als daß er um des bloßen Wohlgeschmacks der Speisen wegen große Opfer bringen sollte.

„'N good Swin frett all's.“

Wenn auch das Sprüchwort sagt:

„Man moot um een Ei kin Pankooken verdarwen,“

so lehrt doch ein anderes die ernste Wahrheit:

„Wollsmack
Kummt an'n Bädelsack.“

Aber der Oldenburger verlangt eine derbe Kost (stäwig, wie er es nennt), die reich an Fett sein muß, und überdieß in gehöriger Quantität. Das hochdeutsche Sprüchwort:

„Allzusatt macht matt,“

haben wir hier im Plattdeutschen nicht; statt dessen sagt man hier:

„So as em gaht de Backen,
So gaht em ook de Hacken.“

(So wie Jemand ißt, so kann er auch arbeiten.)

Ueberdies verlangt der Oldenburger gehörige Ruhe beim Essen, und er beherzigt gern das Scherzwort:

„Ett langsam leewe Jan, Du weeßt nich, wat Du laten kannst!“

Fremde, die aus andern Theilen Deutschlands zu uns kommen, lächeln gewöhnlich über den großen Appetit ihrer oldenburgischen Dienstboten und sind meist sehr ungehalten über die lange Zeit, die diese beim Essen hinbringen, da letztere, wenn die Geschäfte auch noch so dringend sind, sich immer ganz gemächlich bei ihren Mahlzeiten niederlassen. Unsere Dienstboten hingegen klagen oft über das magere, kraftlose Essen der Fremden.

„Da's blot so'n Mul brühen“

sagen sie; das heißt, der Mund wird angeführt; er meint, er bekäme was und bekäme doch nichts Ordentliches.

„Nä ick kunnt' um't leewe Aeten bi't fremde Volk nich länger utholen,“ sagte mir ein Mädchen, „da kreeg man bloot so'n Jux in't Liw, unn man gar nicks, wat bi de Rippen steit; unn von de Rippen kann man doch nich jümmer tären, wenn man slawen schall as 'n Hund. — For watt hört watt! — Da kun'k kin Keerl bi bliwen“ *).

---

*) Nein, des lieben Essens wegen konnte ich's dort nicht aushalten; man bekam dort nur ein so schwaches, dünnes

Der Ausdruck:

„Dat leewe Aeten,“

der hier sehr allgemein ist, bezeichnet schon die Wichtigkeit, die auf's Essen gelegt wird; zumal da hier zu Lande das Prädicat „leew“ sehr sparsam gebraucht wird. —

Noch kürzlich versicherte mir ein Schiffscapitain, daß während der Ueberfahrt nach Amerika unsere Landsleute mindestens mal so viel an Lebensmitteln verzehrten, als die Auswanderer aus Süddeutschland.

Die Speisen werden hier viel fetter bereitet, wie in Süd- und Mitteldeutschland; selbst der Aermste entbehrt hier selten des Fett's.

„Wie sieht's denn jetzt in Vechta aus,“ fragte ich einen aus der dortigen Strafanstalt Entlassenen, der zu verschiedenen Zeiten schon mehrere Jahre seines Lebens dort zugebracht.

„Dat schull all woll noch gahn,“ schloß er, nachdem er sich ausführlich über manche neue Einrichtung beklagt, „aber's in't Aeten is hast nin Smär! *). Dat schull use Grotherzog man wäten!

Essen, daß man nicht dabei bestehen konnte; und von Rippen kann man doch nicht zehren, wenn man arbeiten soll, wie ein Hund. Für was, gehört was. Da konnte ich kein Kerl bei bleiben.

*) Fast kein Fett.

— Denn watt to dull is, is to dull; de schull dar woll'n Sticken vor stäcken *). Watt der wäsen **) moot, moot der wåsen!" —

„Ja, watt der wäsen moot, moot der wäsen," erwiederte ich und fügte, das Sprüchwort ergänzend, hinzu, „harr de Jung seggt, unn da harr he sick 'n Muultrummel kofft." —

„Ick heww all in acht Dagen mit min Wurms von Kinner kin Smär an min Mund harrt," sagt die Bettlerin, um Mitleid zu erregen, und sie findet es bestimmt bei dem Oldenburger, wenn es ihr geglaubt wird.

„Die Armenbehörde hat Dir reichlich Kartoffel und Brod gegeben, wie kommst Du dazu, jetzt mir noch den Speck stehlen zu wollen?" fragte ein Hausmann seinen armen Nachbar, den er auf der That ertappte.

„Ach Gott! Wi kunnen doch nich den ganzen utgeslanen Winter de drögen Patätschen ***) so dal kauen, as de Swin ohne Smär!"

Der mitleidige Landmann schenkte dem Diebe den Speck!

*) Ein Einsehn thun.

**) Sein.

***) Patätschen (engl. potatoes) Kartoffeln.

Selbst Kindern ist hier Fett die Lieblingswürze, und manches Mal habe ich Eltern ihren Kindern, die statt ordentlich zu essen die fette Brühe aufschlürften, den Teller wegnehmen sehen, mit dem Sprüchwort:

„De sick nich satt ett, lickt sick ook nich satt.“

„'T is bäter 'n Luus innen Kohl, as gar nin Speck.“

„Ick mag nin dünne Botter, abers woll dicken Kese.“

Da nun hier zu Lande ein wenig Fett mit zu den allernothwendigsten Lebensbedürfnissen gehört, so haben wir das, was man in andern Ländern Noth nennt, glücklicher Weise in unserm gesegneten Heimathlande noch nicht kennen lernen. Seit Menschengedenken ist aber der diesjährige Winter der erste, der uns ernstlich mahnt, den Blick auf unsere nothleidenden Brüder zu richten; denn wer da sagt, es sei noch keine Noth vorhanden, und wer die Maßregel, die wir vereint ergriffen, um der heranbrechenden Noth zu wehren, als voreilig tadelt, der würde erröthend seinen Irrthum eingestehen, wenn er mit mir durch die Häuser der kleinen Leute wanderte, und sich nach den vorhandenen Vorräthen umsähe. — Freilich solche Noth, solche Massenarmuth, wie in Irland und in manchen Fabrikgegenden Deutschlands — haben wir hier noch lange nicht.

— Eine wahre Schande wär's aber auch für uns, wenn bei dem verhältnißmäßig glücklich getheilten Eigenthum, bei der ackerbautreibenden Bevölkerung, und bei der noch kleinen Zahl von Armen in unserm Lande, die Noth hier auch nur annähernd je der irländischen gleichen sollte. — Wie der Reiche, der verarmt, die Armuth viel tiefer empfindet, als der Armgeborene, so empfinden auch die ärmeren Bewohner unseres Landes, die nicht gewohnt sind, so schlecht zu leben, als die anderer Länder, das gegenwärtige Entbehren schon als tiefe Noth. — Wahrhaftig wir müssen und wir können hier mit Leichtigkeit mehr thun, als den dringendsten Hunger zu stillen. Gönnen wir unsern Arbeitern, außer den Lebensmitteln, die nur den Magen nothdürftig füllen, „noch 'n bäten Smär;" sie sind von Jugend auf daran gewöhnt. Unser kalter, nasser Himmel verlangt dergleichen. — Der Grönländer liebt den Thran, wie der berühmte Chemiker Liebig zuerst nachwies, instinctiv; der Thran ist ihm ein nothwendiges, inneres Erwärmungsmittel in seinem kalten Lande; ähnlich lieben auch die Bewohner unserer nebeligen Nordseeküste „'n bäten Smär" aus Instinct, da es ihnen ein nothwendiges Athmungsmittel ist. —

Um zu zeigen, wie die oldenburgische Küche schon vor ungefähr drei hundert Jahren der heutigen glich, theile ich hier jetzt einige Stellen aus den Briefen mit, die der gelehrte Lipsius im Jahre 1586 nach seinem Vaterlande Brabant schrieb.

„Da bin ich," so schreibt Lipsius, „in Oldenburg. Wo liegt das Ding? wirst Du fragen. Es ist ein westphälisches Städtchen, ein wahres Nest! — Ja wundert Euch nur, ihr Aerzte! — ich lebe noch! — Die Speisen — kaum menschlich sind sie! — Du kennst meinen Körper, und weißt, daß nur gewählte Speisen ihn empor hält. Nun denke Dir die Kost in den hiesigen Wirthshäusern! Was sagte ich, Wirthshäuser? — Ställe sind's. Zum Anfange wird dir eine Kanne Dünnbier, das oft von der frischen Braute noch warm ist, aufgedrungen. Abschlagen darfst Du's nicht, oder Du läufst Gefahr aus dem Hause geworfen zu werden. Da sitzt man dann mit den Fuhrleuten und Schweinetreibern um's Feuer, trinkt, was sie trinken, und bei jedem Trunk reicht man sich feierlich die Hand *). Indeß wird der Tisch gedeckt. Ich lasse das Tischtuch gut sein; meinen Magen

*) Die Sitte, beim Trunk sich die Hand zu geben, ist ganz verschwunden. Das Wort „feierlich" scheint anzudeuten, daß die alten Oldenburger eben so ruhig und stumm waren, wie die heutigen.

lüstet nach Speise! — Siehe da, das erste Gericht! Dicker Speck und roh dazu! — Was soll ich machen; andere Kost fordern, darf ich nicht. Schweigend mache ich den Zuschauer, und breche einige Mundvoll Brod! Doch wäre es nur rechtes Brod! Glaube mir, Freund! der Farbe, dem Gewicht und dem ganzen Ansehn nach würdest Du es abschwören, daß es Brod sei. Schwarz ist es und schwer und sauer, eine Masse 4—5 Fuß lang, die ich nicht aufheben kann. Mir fiel Plinius ein, „Armes Volk, das seine Erde brennt!" sagt er von diesem oder einem benachbarten Volke. Armes Volk, das seine Erde ißt, möchte ich sagen. —

„Doch da kommt der ersehnte zweite Gang, die Hauptschüssel! — Eine ungeheure Kamme voll braunen Kohl; einen Finger breit darüber her fließt die Brühe von Schweinefett. — Diese Ambrosia essen meine Westphälinger nicht, sie verschlingen sie. Mich ekelt sie an! — Hungrig flüchte ich zu meinem Eßkorbe, ziehe ein Paar Rosinen hervor, und verzehre sie langsam mit Brod." —

Wenn ein verwöhnter Süddeutscher heutiges Tages, der Gast eines wohlhabenden Landmannes von der Geest gewesen wäre, würde sein Bericht wohl anders ausfallen?

In Oldenburg hatte von jeher das Sprüchwort Geltung:

„Is bäter in't Liw, as um't Liw,“

und in dieser Beziehung sind wir ebenfalls ächte Deutsche; denn von allen Völkern der Erde, die mit uns auf gleicher Culturstufe stehen, sind wir Deutsche es wohl, die am wenigsten Gewicht auf Feinheit und Eleganz unserer äußern Erscheinung legen; geringe Sorgfalt, ja Nachlässigkeit in der Kleidung ist Grundzug deutschen Wesens. — Wir lachen und spotten gar leicht über den, der sich bemüht, in seiner Kleidung stets elegant — wir haben kein deutsches Wort dafür — zu erscheinen und wir sind gar leicht mit den Schmeichelworten: „Geck, Fant, Pariser, Modepuppe“ bei der Hand. In Frankreich dagegen muß jeder junge Mann, der in der Welt sein Glück machen will, stets sehr sorgfältig sich kleiden, und es gilt für ein wahres Compliment, wenn man von Jemanden sagt: er kleidet sich gut. — Ein Deutscher würde bei solchem Lobe wahrlich nicht wissen, ob er ein saures oder ein süßes Gesicht machen sollte. — Ausdrücke, wie: il se gante bien, il se chausse bien können wir im Deutschen nur durch Umschreibung übersetzen. Auch der Engländer nimmt es jedem Manne sehr übel, wenn er nicht gentleman-like auftritt und wenn er sich nicht fashionable kleidet und sein comfort ist weit von unserer bequemen, deutschen Behaglichkeit verschieden. —

Auf meinen Wanderungen durch die Straßen von Paris ist es mir ungemein aufgefallen, wie wenig zerlumpte und schmutzig bettlerhaft gekleidete Leute dort zu finden sind; und doch ist ja des Elends so viel in Paris; und eben so traf ich auf meinem Durchfluge durch Frankreich auf den Dörfern unter den Leuten, die, um zu betteln, sich um die Diligencen sammelten, zwar viele ärmlich gekleidet, aber alle hatten in ihrem Aeußern eine gewisse Zierlichkeit.

Die französischen Professoren unterscheiden sich ebenfalls wesentlich durch ihr elegantes Aeußere von den deutschen, und ich darf versichern, daß erstere, trotz ihrer blendend weißen Wäsche und trotz der hellen Glacée Handschuhen gewiß eben so ernst und gründlich lehrten, wie die deutschen Professoren in ihrer bequemen Kleidung.

Unsrem plattdeutschen Sprüchwort zu Folge, sind wir Oldenburger in dem Punkte der Kleidung u. s. w. noch bessere Deutsche, als alle unsere hochdeutschredenden Landleute. — Wir ziehen nun mal reellere Genüsse des Magens der äußern Eleganz vor:

„'T is bäter in't Liw, as um't Liw!"

„Man kann der nich satt von weeren!"

Ein Wirth z. B., der diese letzte Redensart nicht beachtet, und den Mangel kräftiger, derber Speisen durch große Zierlichkeit des Tischgeräths, durch geschmackvolle Ausschmückung des Speisesaals

u. s. w. ersetzen wollte, der würde schwerlich hier in Oldenburg je seine Rechnung finden.

Statt des hochdeutschen Sprüchworts:

„Man sieht nicht in den Magen, aber wohl auf den Kragen!"

für das unser Plattdeutsch kein ähnliches hat, giebt es hier die Redensart mit dem der Volkswitz „uns schmachtigen Keerls," das heißt, die Militairpersonen im Allgemeinen und die Hungeroffzeers im besonderen neckt:

„Gold uppen Kragen,
Hunger innen Magen."

Da das Plattdeutsche des Herzogthums Oldenburg, bei dem friedlichen Sinne seiner Bewohner fast gar keine eigenthümliche Schimpfwörter hat, so dürfen wir das hiesige Schimpfwort: „Smachtlapp" — von schmachten, d. i. Hungerleider, als charakteristisch für unser Land ansehen.

Das viel gebrauchte hochdeutsche Sprüchwort:

„Kleider machen Leute,"

kömmt in unserm Plattdeutsch nicht vor; es giebt auch keins, das nur annähernd den Sinn ausspricht; denn schöne Kleidung und aller sonstiger Luxus imponiren unserm Landmann durchaus nicht; er ist viel zu verständig, um sich durch solche Dinge täuschen zu lassen, und es heißt durchaus den Character unsers Volks verkennen, wenn Beamte glauben, es ihrer Stellung schuldig zu sein, durch kahlen Prunk

zu imponiren. Ein tüchtiger Mann von Verstand und Character im schäbigen Rock vermag hier viel mehr, als ein Lulei *), der in glänzender Carosse daher fährt.

„Wer lang hett, lett lang hangen!“

Wer Geld hat, der treibt auch Luxus; das ist Erfahrungssatz! den spricht das Sprüchwort ohne Tadel, ohne Nutzanwendung aus; dem Reichen läßt es allenfalls ungerügt den Luxus hingehen, obwohl es auf das Ueberflüssige derselben gleich aufmerksam macht:

„Wer väle Kleer hett, tüt ook väle an.“

Wehe aber dem, der mehr Luxus treibt, als wozu ihn sein Vermögen berechtigt; den verfolgen die sprüchwörtlichen Redensarten sofort:

„He is all Dag up sin Sonndags.“

„Se schull woll de ganze Stä äwern M— hangen.“

Das Sprüchwort:

„Bunt lett wacker!“

scheint anzudeuten, als hätten unsere Landsleute Gefallen an lebhaften Farben; das ist im Allgemeinen aber gar nicht wahr, denn die Kleider haben bei Weib und Mann, bei Jung und Alt stets eine düstre Farbe, und nur das Halstuch und das Band an der Sonntagsmütze der Weiber ist in wenigen Kirch-

---

*) Ein träger, schlaffer Mensch.

spielen von heller Seide; ich habe das Sprüchwort „bunt lett wacker," immer nur als Verhöhnung auffallender Kleidung anwenden hören, und ich glaube auch, daß es überall nur in dem Sinne zu verstehn ist.

Das Sprüchwort:

'T is bäter'n Lapp as 'n Gatt! *)

zeigt, daß die Weisheit auf der Straße hier bei uns doch auch den Rath giebt, auf das Aeußere zu achten; sie giebt aber darin nur eine Sparsamkeitsregel; ein Flicken ist besser, wie ein Loch; denn letzteres reißt immer weiter. Wenn man aber sieht, mit wie geringer Sorgfalt hier auch in wohlhabenden Häusern auf dem Lande so ein Lappen aufgesetzt wird, dann sieht man am besten, wie wenig Sinn hier für zierliches Aeußere ist.

Wie alle Lüge, wie aller bloße Schein ist dem Oldenburger bei seiner gründlichen Solidität nichts mehr zuwider, als wenn sich Jemand nach außen hin elegant kleidet, während die untern, gewöhnlich nicht sichtbaren Körperbedeckungen dieser Eleganz nicht entsprechen.

„Von bawen bunt, von unnen Strunt."

„Vorn fix, achter nix."

*) Loch.

Unsere Arbeiter unterscheiden sich auffallend von denen, die aus andern Theilen Deutschlands zu uns kommen, dadurch, daß bei erstern die Unterkleider, Jacken, Hemde meist in untadelhaftem Zustande angetroffen werden und meist viel besser sind, als die nachlässig getragenen Oberkleider erwarten ließen, während z. B. die Berliner — in dieser Beziehung die graden Gegenfüßler unserer Oldenburger — mit dem eleganten Gehröckchen oft ein sehr zerrissenes Unterzeug bedecken.

Diesem angeborenen Widerwillen gegen den Schein, diesem Sinn für Solidität entspringt auch die große Vorliebe unserer Frauen aller Stände für reiche Leinenschränke und der große Abscheu vor Baumwollgewebe, das freilich viel weniger solide ist, aber sich doch zur Hautbedeckung besser eignet, als Leinen und Flachsgewebe.

Weh dem Mädchen, von dem man sagt und glaubt:

„Se hett kin heel Hemd äwern M—.“

Sie ist gebrandmarkt für alle Zeiten! —

Ich will hier nicht untersuchen, ob der Vorwurf der Unsauberkeit, den die civilisirten Völker Europa's den Deutschen machen, uns Oldenburger mit trifft. —

Soviel aber ist gewiß, daß, obwohl unsere Frauen auf gefüllte Leinenschränke ihren Stolz und ihre Freude setzen, obwohl der Leinenschatz in jedem irgend

wohlhabenden Hause hier gewiß größer ist, als das Bedürfniß, daß wir hier im Allgemeinen unsere Wäsche seltner wechseln, als die genannten Nationen für nöthig halten.

So entsinne ich mich, daß Paul de Kock in einem seiner Romane als das non plus ultra von einem Manne, den er als großen Schmutzlümmel schildert, sagt: „er zöge nur alle acht Tage ein reines Hemd an.“ — Das Sprüchwort:

„De väl Kleer hett, tütt (zieht) väle an,“

ist bei uns in Bezug auf die Hemden durchaus kein Wahrwort; das Hemd wird hier nicht gewechselt, wenn es schmutzig ist, sondern bei Reich und Arm nur am Sonntage; aber auch dann bestimmt, denn dieser Act ist ein Theil des Cultus.

Es läßt sich auch nicht läugnen, daß die Wäsche in den französischen Krankenhäusern und Wirthshäusern, selbst in denen, deren Gäste der niedern Volksklasse angehören, mit größerer Sauberkeit gehalten wird, als bei uns.

„De Dreck is min, unn ick will 'n beholen!“

so läßt man hier die Kinder sagen, die sich nicht waschen lassen mögen; die Mütter haben öfter vielleicht zu viel Rechtssinn, um Hand an das Eigenthum ihrer Kinder zu legen.

Wenn Liebig's Behauptung richtig ist, daß sich nach dem jährlichen Verbrauch der Seife der jedesmalige Culturzustand eines Volkes bestimmen

lasse, dann müssen wir Deutsche im Allgemeinen, doch namentlich wir Oldenburger, bis jetzt noch den Engländern und Franzosen den Vorrang einräumen.

VI.

Dem Deutschen eigenthümlich ist der Wandertrieb; eine Lust ist's ihm, in die Welt hinauszuziehen, um zu sehen, „wer hinter den Bergen wohnt.“ Schon der Knabe sehnt sich in die Fremde, und träumt von dem Glücke und von den Abenteuern, die seiner dort warten. Der Lehrling zählt voll Ungeduld die Tage, bis er Gesell wird; und kaum hat er das Ziel erlangt, so schnürt er sein Ränzchen und wandert unter Jubel und Gesang zum Thore hinaus. Der Deutsche entschließt sich auch am leichtesten, sein Vaterland aufzugeben, und allenthalben, wo es ihm irgend wohl geht, wird er leicht heimisch. — Ubi bene ibi patria! — Wie schwer reißt sich dagegen der Franzose von seiner belle France los! — „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich!“ ruft dem Deutschen die Weisheit auf der Straße warnend

zu. In unserm alt oldenburgischen Plattdeutsch haben wir dies letzte Sprüchwort nicht. — Wir Oldenburger bedürfen auch einer solchen Warnung nicht; denn uns fehlt der deutsche Wandertrieb gänzlich! — Während die Bewohner der neuen Landestheile unseres Herzogthums — die Münsterländer — in großen Schaaren nach Amerika auswandern, und dort ein neues Vaterland suchen und finden, entschließen sich hier nur einzelne zu diesem Schritte. Es mag sein, daß die Güterverhältnisse im alten Herzogthum sich für die Masse günstiger gestaltet haben, wie dort, daß es hier verhältnißmäßig mehr Leute giebt, die ein Eigenthum haben, das sie nicht verlassen mögen; aber der Umstand erklärt diese Verschiedenheit nicht; denn auch im alten Herzogthum giebt es Leute genug, die keine Hoffnung haben, je ein Eigenthum zu erwerben, während dort auch viele auswandern, die ihr Eigenthum aufgeben, um in Amerika ein besseres Loos zu ziehen. Der Oldenburger hängt mit ungemeiner Zähigkeit an dem Boden, der ihn geboren, an dem Dorfe, in dem er erzogen. —

Das Sprüchwort:

„Hinter den Bergen wohnen auch Leute!“

kennt er nicht, und wenn auch Tausende von den Oldenburgern jährlich auf Reisen gehen, um sich als Stukkadorer, Mauerleute und namentlich als

Seemänner *) ihren Unterhalt zu erwerben, so kehren sie doch alle im Winter wieder heim, um sich an dem Feuer des gemüthlichen Heerdes, den sie doch nirgends in der Welt so wieder finden, zu wärmen.

„Nord, Süd, Westen,
To Hus am besten.“

Dem hochdeutschen Sprüchwort:

„In andern Landen ißt man auch Brod,“

steht das plattdeutsche:

„'T ward ook annerwärts Brod backt,“

zur Seite. Ersteres giebt den Muth, die Heimat zu verlassen und getrost in ferne Lande zu ziehen, da auch in der Fremde Jeder sein Fortkommen finden wird; letzteres hingegen mit seinem „annerwärts“ drängt gar nicht in die weite Fremde; es lehrt nur, daß man nicht an einem Dorfe oder an einem Hause sich gebunden fühlen soll; mit diesem Sprüchwort trösten sich die Dienstboten und Heuerleute, wenn ihnen der Dienst oder die Pacht gekündigt wird, und durch denselben bekommen sie den Muth zu dem Entschlusse, ihrer Herrschaft selbst die Pachtung oder den Dienst zu kündigen; denn dazu bedarf es von Seiten der Dienstboten und Heuerleute

*) Die oldenburgischen Seeleute sind bei den Holländern und den Hanseestädten sehr gesucht; wegen ihrer Nüchternheit, Verläßlichkeit und ihrer Ruhe bei Gefahren werden sie allen übrigen Seeleuten vorgezogen.

eines großen Entschlusses; denn die Weisheit auf der Straße giebt ihnen die Lehre:

„Du weest, wat Du hest; man Du weest nich watt Du finnst!“

„De good sitt, lat sin Rucken.

„De good sitt, wahr sin Rüggen.“

„Sitt uppen M—, denn loppt Di kin Muus unner!“

VII.

Bei allen andern Völkern gelten die Deutschen für geizig und namentlich sind es die Engländer und die Amerikaner, die uns filzig nennen. — Der Deutsche, sagen sie, für den hat der Besitz nur Werth, als Besitz; er verlangt nicht zu genießen; er quält und rührt sich Tag und Nacht, und darbt, um nur immer mehr zu erwerben, zusammenzuraffen; er kennt nur den Genuß, den die größere Masse des Besitzes gewährt. Der Deutsche spart nur, sagen die Amerikaner, der höchst trügerischen Hoffnung wegen, auf seine alten Tagen sich eine sorgenlose Existenz zu verschaffen, und dieser Gedanke läßt ihn

mit frohem Sinne alle selbstaufgelegten Entbehrungen ertragen.

Im Allgemeinen trifft uns Deutsche der Vorwurf der zu großen Sparsamkeit wohl nicht mit Unrecht; aber die Oldenburger machen von der allgemeinen Regel eine Ausnahme; sie sind nicht geizig! —

Ihr Sinn ist viel zu ruhig, als daß sie Lust hätten, unausgesetzt übermäßig angestrengt zu arbeiten:

„He mag woll arbein, aber's sin eegen Sweet nich ruken!" *)

und das Erlisten, Erhaschen, Erjagen ist nun mal gar nicht ihre Art.

Sie lieben viel zu sehr die Ruhe, um einem Gut, das aus weiter nebelhafter Ferne ihnen zuwinkt, täglich, stündlich so große Opfer zu bringen; sie versagen sich auch nicht leicht ein's der gewohnten Lebensgenüssen, dazu ist ihr Nahrungsbedürfniß zu groß:

„Wat hett man väl anner's in der Welt, as datt, watt man mit de Täne daraff ritt." (Reißt)

„Watt spart de Mund,
Frett Katt unn Hund,"

und außerdem ist der Oldenburger zu gutmüthig, zu mildthätig. —

*) Sie mögen ihren eignen Schweiß nicht riechen.

Die hochdeutschen Sprüchwörter, die den Geizigen, der den Armen sich hart zeigt, und der sich die Lebensgenüsse versagt, die er seiner Stellung nach haben könnte, geißeln, die finden sich auch in unserm Plattdeutsch.

Ein sehr derbes ist uns eigenthümlich:

„He migt uppen Sneeball, unn freten vorn Dorst."

Sähe der sparsame Süddeutsche unsere Lebensweise mal in der Nähe, er würde gewiß manchen Oldenburger für verschwenderisch halten, der uns hier zu Lande ein guter Oeconom zu sein scheint. Denn obwohl wir hier auch das Sprüchwort ehren:

„Wer sick will ehrlich ernähren,
Moot väl flicken unn wenig vertären!"

„Wat bäter is as 'n Lus,
Dat nimm mit to Hus."

„Ut Krömens ward Brod."

„Wer vorwärts will moot den Dumen stiww holen*) — moot den Grooten dreemal umdrein, eh 'n eenmal utgiwwt."

„De Wind weit woll Sandbarge to Hope**), man kin Goldbarge."

---

*) Den Daumen nicht bewegen — d. h. kein Geld ausgeben.
**) Haufen — weht zusammen.

„Wer'n Groten nich ehrt, is 'n Daler nich wehrt,“ so sind wir doch von Geiz weit entfernt.

Wir haben hier indeß ein paar Redensarten, die uns viel Geld kosten:

„Wat der wäsen moot (muß), moot der wäsen (sin.)

und

„'T moot doch all 'n bäten Schick*) hebben!“

und die bewirken, daß die Lehre, die uns das Sprüchwort giebt:

„Wer'n Groten spart, hett twee verdennt.“

gar oft unwirksam verhallt.

Verschwender ist indeß der Oldenburger auch keineswegs; das läßt seine Verständigkeit und seine Vorsicht nicht zu.

Der Oldenburger ist doch auch ein Deutscher und hat doch noch mehr als alle andern Völker der Erde eine ängstliche Vorsorge für die alten Tage.

„De Morgens watt spart, de Abends wat hett.“

„Man moot ok vorr de Dage sorgen, de man nich utläwt!“ —

Aber nichts ist seinem ganzen Wesen mehr zuwider, als irgend eine Speculation vorzunehmen, bei der er Gefahr läuft, das Erworbene zu verlieren.

---

*) Wörtlich: es muß doch alles ein bischen Schick haben.

„'T is kine Kunst, Geld to verdeenen, man tosamentoholen is de Kunst.“

„Wer wider springt, as de Kluwstock*) reekt**), fallt in den Sloot“ ***).

Ich habe nun, sagt der Deutsche, mir so nach und nach ein ordentlich Capitälchen herausgeschlagen, und kann nun meine alten Tage ohne das sorgenvolle, mühselige Geschäft in Ruhe und Frieden hinbringen. Ich habe nun, sagt der Engländer und noch mehr der Amerikaner, ein ordentlich Capital zusammengebracht — jetzt kann ich mal ein tüchtiges Geschäft anfangen, und er beginnt da seine merkantilische oder industrielle Laufbahn erst recht anzufangen, wo der Deutsche zufrieden sich von derselben zurückzieht. Der Deutsche spart sich wohlhabend, der Engländer, der Amerikaner wagt und wettet sich reich, und diese ängstliche Vorsicht:

„Hebben is hebben, man krigen is de Kunst,“

ist Schuld daran, daß wir Deutsche verhältnißmäßig so wenig Theil nehmen an dem großen Weltverkehre.

Keinem deutschen Volksstamme ist Bedenklichkeit und ängstliche Vorsicht mehr eigen, als dem Olden-

*) Langer Stock mit einer eisernen Klaue (Kluwe), der namentlich in den Marschen gebraucht wird und dort unentbehrlich ist, nm vermittelst desselben sich über die vielen Gräben zu schwingen.

**) Reicht.

***) Graben.

burger, nach dessen Sprüchwort ja Besinnen das Beste am Menschen ist; er ist am wenigsten geneigt, zu wetten und zu wagen, um sein Vermögen, irgendwie auf's Spiel zu setzen; es gab deshalb auch bis vor wenigen Jahren in unserm Lande, trotz der Wohlhabenheit desselben, fast gar keine größere industrielle Unternehmung, bei der irgendwie Gefahr war, beträchtliche Verluste zu erleiden; so hat der reichste Theil des Herzogthums, das gesegnete Marschland Butjadingen, das von der Weser und der Nordsee umschlossen wird, und das alljährlich so große Menge Getreide und Vieh ausführt, bis auf den heutigen Tag noch kein eignes Seeschiff. Auf die reichen Butjadinger, die zu ihrem Nachtheil zu vorsichtig zu solchen Unternehmungen sind, paßt unser Sprüchwort:

„He is so vorsichtig as Kösters Koh; de ging dree Dage vorr den Regen to Huus unn freeg doch den Stert natt" *).

Zeigt sich nun mal ausnahmsweise bei uns Jemand unternehmend, und wird dann sein Beginnen mit Erfolg gekrönt, dann wundert man sich ganz erstaunlich; dann rühmt man nicht seinen Scharfsinn, seinen Unternehmungsgeist; nur blindes Glück ist die Ursache seiner Erfolge.

---

*) Schwanz naß.

„De leewe Gott hett 'n Narrn in den Keerl fräten!“

„De Keerl hett Glück, as 'n Fust dick; wat he anfat *), ward Gold.“

„Wem't Glück innen M— will, helpt kin toknipen.“

„De Glück hett, de geit mit de Brut to Bedd, wenn he der ok nich mit trod is.“

„Wem't Glück will, den kalwt 'n Oss!“

VIII.

„He is so krank, as 'n Hohn,
Mag woll äten, man nicks dohn.“

„'T is bäter quajen **) Loop, as 'n quajen Koop.“
Es ist besser man läuft mal vergebens, als daß man einen schlechten Kauf macht.

„Roe Haar unn Ellernholt ***), waßt sellen uppen goden Grund.“

*) Anfaßt.
**) Quät, quaje — schlecht.
***) Flieder.

„Pastoren unn Hunne verdeent är Geld mit 'n Munne.“

Dies Sprüchwort hat eben so wenig Respect vor der Geistlichkeit, wie das Scherzwort:

„Jung, snuv Di, giww 'n Pastor de Hand unn segg: goden Dag, Du Esel!“

„Wenn de Boom is grot
Iß de Planter dood.“

„Don is 'n Ding, man snacken kän wi all.“

„De fragt, will nicks geben.“

„He is 'n Keerl as Clas, unn Clas is 'n Keerl as 'n Sch—.“

„De watt Seeres *) hett, de fölt derna,
De wat Leewes hett, de loppt derna.“

„De der't Hangen wönnt is, den kellt **) de Hals nich mehr.“

„De'n Hund smiten will, findt sacht ***) 'n Knüppel.“

„De't Letzte ute Kann hebben will, den sleit dat Lidd (Deckel) upp 'e Näse.“

---

*) Schmerzhafte Stelle.

**) Kellen, schmerzen — davon das Hauptwort: Kälte — Killjäken; eine schmerzhafte, juckende Empfindung, namentlich beim Heilen der Wunde.

***) Leicht.

„Abendrede unn Morgenrede kummt sellen äwereen.“

Der nüchterne Morgen hält nicht immer, was der trunkene Abend verspricht.

„'T fallt kin Muus unnern För Heu dot.“

Trostwort für zarte Frauen, die große, starke Männer heirathen.

„Loi Lü sünt praktisk,“

weil die faulen Leute wohl wissen:

„Wat man nich inn Kopp hett, moot man in de Föte hebben.“

„Dat's miss, harr Jan seggt, da harr em 'n Hund in't hollten Been bäten.“

„Junge Lü känt starben; oole Lü möt starben.“

„'T is good, de der nicks mit to dohn hett, sä de Jung, da beeten sick twe Kreien.“

„Gau *) Lü loopt sick doot, fule Lü drägt sick doot.“

„Wen de Koh hört, de fat se bi'n Steert.“

„Wenn de Katt muust, denn maut se nich.“

„Ut Uleneier kamt keene Duben.“

„Kort unn dick hett keen Geschick.
Lang und schmal hett keen Gefall.“

---

*) Schnell.

„Man moot dat Beste hapen, dat schlechte kummt von sülvst.“

„Ricker Lü Kinner unn armer Lü Koi werd gau olt.“

„In Düstern is god schnüstern, sünd alle Katten grau.“

„Elk Dink hett sin Wetenschap, harr Jan segt, da harr 'n Licht mit den M— utpust.“

„'T is Hauptfeil *) an't Pärd, wenn't kin Kopp hett.“

„All Freers rik, unn alle Bädler arm.“

„De Praler hett kin Brod,
De Klager litt kin Nod.“

„All mit Maten, sä de Snider, da slog he sin Wif mitten Aelstock **) dot.“

„Wenn de Wagen nich sleet und 't Perd nich freet, weer't good Fohrmann wesen.“

„De den Hund targt, mutt 't Biten verlöf ***) nehmen.“

„Dat's Junkheit, dat verwaßt wedder, sä de Deern.“

---

*) Hauptfehler.
**) Elle.
***) Vorlieb.

„Wenn de Kinner ären Willen krigt, denn schreit se nich.“

„'N Buur is so klok (klug), as 'n Minsch.“

„De Welt is vull Pin, elk*) fölt sin.“

„Ehr nich von de Koh, as dat Kalf der is.“

„Erst dat Nödigste, sä de Kerl, da prügelt he sin Wif.“

„Wie löwt**) woll all an eenen Godd, man wie ät doch nich all ut eene Schöttel“***).

„Froh riep, froh rött.“

„Freen unner een Dack, is grod Gemack.“ (Gemächlichkeit, ist sehr bequem.)

„Jungens unn Hunn gat lik där de Welt.“

„Wat helpt, de Koh gifft 'n Stappen vull Melk unn smitt 'n mit den Steert wedder um.“

„Schick di in de Welt, off scheer di der ut!“

„Ick hew mi eenmal schamt, ick hew der nicks vorr krägen“ †).

„Man kann 'n Lus nich mehr nehmen, as't Lewen.“

*) Jeder.
**) Glauben.
***) Schüssel.
†) Bekommen.

„'N Doden unne Brut, de möt to't Hus ut."

„'N Freer is bäter as 'n Anspeer."

„Watt in good Fatt is, suurt nich."

„Watt ick will, dat will ick, harr Jan seggt, harr de Botter upp 'n Tange braden."

„Good is good, man alltogood is Annermanns Narr."

„Allmanns Fründ is mennig Manns Geck."

„Wat is't for'n Unglück, wenn man ut annern sin M— kacken moot."

„De besten Stürlü sind an't Land."

„Wedefroen Kleed is lang; elk trett der upp."

„Man moot nich to deep innen Dreck träen (treten), sonst fluggt he um de Ohren."

„Een Kind keen Kind,
Twee Kinner Spälkinner,
Dree Kinner väl Kinner."

„Dat Oeller geit voran, wenn't ook na'n Galgen geit."

„De vor dartig Jahr ritt, moot na dartig Jahr to Fote gahn."

„Da loppt kin Hund säwen (7) Jahr dull."

„Schosters Kinner gaht barft" *).

„Wenn't na de Gröte ging, so kunn de Oß woll 'n Hasen kriegen."

„De Buur seit sick woll gris, awers nich wies."

„Gode Deerens **) und gode Göse kamt bi Tiden to Huus."

„De Pott verwitt den Kätel, dat he swart is."

„De mit Weeten 'n Horr nimmt, is 'n Schelm, aww wart een."

„Wer sin Hand twischen Boom unn Borke (Rinde) steckt, klemmt sich."

„De Vägels fangen will, moot nich mit Knüppel dana smiten."

„Dat holt hart, sä de Buck, do schull he lammen."

„Do schull man woll't Sweet von kriegen, sä de Deern, do kreeg se wat Lütjes."

Das Schaffen neuer Sprüchwörter geht selbstredend ununterbrochen seinen Gang fort, und scharf ausgeprägte Persönlichkeiten und sehr auffällige Er-

*) Barfuß.
**) Dirnen; das Wort hat im Plattdeutschen keine Nebenbedeutung.

eignisse bewirken auch jetzt noch, daß sich neue Redensarten allgemeinen Eingang verschaffen. — Ich könnte mehrere sehr verbreitete Sprüchwörter anführen, die noch lebenden Personen ihre Entstehung verdanken, wenn ich nicht fürchten müßte, Anstoß zu erregen; nur eins will ich mittheilen, das man häufig hört, obwohl dessen Ursprung von sehr jungem Datum ist.

„Land, sä Baiser, da leeg he inn'n Graben.“

Der humoristische, Branntwein liebende Sattler steht mir mit seinem langen Zopfe und seinem derben Witze aus meiner Jugendzeit her noch lebhaft vor Augen.

In demselben Verlage erschien:

Ueber das Plattdeutsche,

als ein großes Hemmniß jeder Bildung.

Von

Dr. Goldschmidt.

1846. gr. 8. geh. 3 ggr.

Das Plattdeutsche

in seiner jetzigen Stellung

zum

Hochdeutschen.

Von Dr. **A. LÜBBEN.**

1846. gr. 8. geh. 6 ggr.

Ausführliches Lehrbuch

der

Arithmethik und Algebra,

allgemein verständlich und mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke des praktischen Lebens

bearbeitet von

H. B. Lübsen.

Mit einem Vorworte

von

H. C. Schumacher.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

1845. gr. 8. geh. 1 ℛ 8 ggr.

Ein Jahr in Italien.

Von

A. Stahr.

1. Bd. 1847. gr. 8. geh. 2 ℛ.

Bilder aus dem Norden,

gesammelt auf einer Reise nach

Dänemark und Schweden.

Von

Theodor v. Wedderkop.

Zwei Theile.

Mit Grundrissen von Copenhagen und Stockholm und Musikbeilagen.

1845. 8. geh. 3 ℛ 18 gℊ.

Neapel und die Neapolitaner

oder

Briefe aus Neapel in die Heimath.

Von Dr. **K. A. Mayer.**

2 Theile. 1840 und 42. Mit 2 Plänen von Neapel und Musikbeilagen. gr. 8. geh. 4 ℛ 12 gℊ.

Helgoland und die Helgolander.

Memorabilien des alten Helgolander Schiffs-Capitains

Hans Frank Heikens.

Herausgegeben von

Adolf Stahr.

1844. 8. geh. 18 gℊ.

Erinnerungen aus Algerien.

Von **Clemens Lamping.**

1844 und 1846. 2 Thle. geh. à 1 ₰ 6 ℳ.

Der ausgezeichnete Werth dieses Buches ist gleich nach dem Erscheinen desselben in vielfachen Beurtheilungen auf das rühmlichste anerkannt worden.

Lebensschicksale

des ehemaligen hannoverschen Husaren

C. D.

Von ihm selbst in der Strafanstalt zu Vechta niedergeschrieben.

Ein Buch für das Volk.

Herausgegeben von

U. Hoyer.

1847. gr. 12. geh. 6 ℳ.

Die Geschichte der Deutschen.

In hundert Versen für die Jugend deutscher Schulen und Häuser.

Von

Theodor Dierks.

gr. 8. 1847. geh. 5 ℳ.

Leben und Wirken

Dr. Martin Luthers.

Ein Buch für die Jugend und das Volk.

Von

C. D. Siedenburg.

Mit dem Bildnisse Luthers in Stahlstich.

1846. gr. 12. geh. 8 ℳ.

Reductions-Tabelle
des
Goldes in Courant.
Nach den wechselnden Coursen der Pistole
von
5 Thaler 36 Grote an bis 5 Thaler 48 Grote inclusive
berechnet von
G. D. Klockgeter,
Cammerrevisor in Oldenburg.
1847. gr. 4. geh. 1 ℛ.

Begründung
der
deichrechtlichen Zustände
in
der Herrschaft Jever
von der ältesten Friesischen Verfassung bis jetzt.
Von
Friedrich von Thünen.
1847. gr. 8. geh. 20 Ggr.

Moor-Kanäle
und
Moor-Colonien
zwischen
Hunte und Ems.
Vier Briefe
von
L. Starklof.
1847. gr. 8. geh. 6 Ggr.

Oldenburg, 1847.

Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

(W. Berndt.)

5. JAN. 2006
Helene Tschacher
Buchbindemeisterin
D-84048 Ebrantshausen
Telefon 08751-9990

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goldschmidt, Jonas

Der Oldenburger in Sprache und Sprüchwort Skizzen aus dem Leben

Oldenburg 1847

P.o.germ. 499 n-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109360-4